

Frankfurter Allgemeine

# Magazin

MÄRZ 2023

## ÜBER MÄNNER

Isabelle Huppert in Herrenmode  
Neue alte Fotos von Bertolt Brecht und John Wayne  
Oliver Masucci über seinen eigenen Wein  
Lottermann and Fuentes auf der Berlinale



*Yayoi Kusama*

*Creating infinity*

**LOUIS VUITTON**



DIOR



**Minotti** BERLIN BY HERRENDORF, LIETZENBURGER STR. 99 - T. 030 755 4204 56  
**Minotti** MÜNCHEN BY EGEMEIER WOHNKULTUR, OSKAR VON MILLER RING 1 - T. 089 55 27 32 510  
AUCH BEI ANDEREN AUTORISIERTEN HÄNDLERN UND IN ANDEREN STÄDTEN.  
PLZ 0/1/2/3/4/5 HANDELSAGENTUR STOLLENWERK - T. 0221 2828259 - TIM.STOLLENWERK@WEB.DE  
PLZ 6/7/8/9 HANDELSAGENTUR GOESCHEN - T. +49 172 9006 429 - MAIL@AGENTURGOESCHEN.COM



SITZSYSTEM **HORIZONTE** | DESIGN MARCIO KOGAN / STUDIO MK27  
DREHBARER SESSEL **DAIKI** | DESIGN MARCIO KOGAN / STUDIO MK27

ENTDECKEN SIE MEHR BEI [MINOTTI.COM/HORIZONTE](http://MINOTTI.COM/HORIZONTE)

**Minotti**



PLEASE ENJOY RESPONSIBLY

# Dom Pérignon

& LADY GAGA

Rising, Always.



PRADA

PRADA.COM

# Editorial



Im Bild: Auf einer solchen Rolle müsste es noch einen John-Wayne-Film geben. Vielleicht wird er nie gefunden. Wir haben jedenfalls Set-Fotos.

## Männer von der Rolle

Wir alle stecken in unseren Rollen fest. Manche Männer stecken sogar in Filmrollen fest. In dieser Ausgabe kann man das gleich zweimal schön sehen. Bertolt Brecht, der angebliche Frauenversther und linke Rebell, sieht in seinem Ledermantel so sehr aus wie ein Mann, der sich dicke machen will, dass er schon einer Karikatur gleicht. Und John Wayne, der Westernheld, ist einfach nur ein ziemlicher Brutalo, wie er auf unseren Fotos das Gesicht eines Mit-Schauspielers in seiner Hand quetscht. „Auf unseren Fotos“ ist übrigens nicht einmal übertrieben: Unsere Autorin Christiane Heil hat die Set-Aufnahmen eines Films, der noch immer verschollen ist, in Klarsichthüllen eines gottverlassenen Archivs in der kalifornischen Wüste gefunden. Ihre Entdeckungsreise lohnte sich nicht nur wegen des Sensationsfunds. Sondern auch, weil sie mir an diesem trüben Frankfurter Knapp-vor-Redaktionsschluss-Morgen hilft, die Rollen abzuwickeln, in denen wir stecken. Sie sehen es schon an unserem Covermotiv: Eine Magazin-Ausgabe zum Thema Männer – warum sollte die eigentlich einen Mann auf dem

Titel abbilden, irgendeinen Bert Brecht oder John Wayne oder andere Schlaumeier und Wichtigtuer, wie sie uns von Männermagazinen anschauen, immer ganz cool natürlich, denn lächeln dürfen oder sollen oder müssen auf Covern immer nur die Frauen? Also: Schluss mit diesem blöden Gerede von Männlichkeit! Kommt ins Offene, Freunde! Legt die Ledermäntel ab, werft die Gürtelholster weg, lasst das sein mit dem Gehabe! Wie, wir Männer können uns nicht ändern? Mir klingelt der Satz meines alten Psychologie-Professors Manfred Amelang im Ohr: „Die beste Vorhersage künftigen Verhaltens ist vergangenes Verhalten.“ Ich weiß, Persönlichkeitspsychologie ist nicht *en vogue*, geschweige denn *woke*. (Lieber Herr Amelang, wie Sie zur neuen Studentengeneration stehen, das wüsste ich gerne! Mit besten Grüßen, Ihr Nebenfachstudent.) Sich bewusst zu machen, dass Lebewesen, also auch Männer, ihr Verhalten nur schwer an neue Umweltbedingungen anpassen können, das ist kein Fehler. Aber so ein Magazin soll ja Möglichkeiten eröffnen. Daher Isabelle Huppert auf dem Titel, in Männermode. *Alfons Kaiser*

#### Verantwortlicher Redakteur:

Dr. Alfons Kaiser  
 Redaktionselle Mitarbeit:  
 Julia Anton, Johanna Christner, Johanna Dürholz,  
 Sebastian Eder, Ralf Euler, Timo Frasch, Aylin Güler,  
 Dr. Christiane Heil, Annabelle Hirsch, Anna-Elisa  
 Jakob, Caroline Jebens, Ben Kuhlmann, Christoph  
 Moeskes, Sarah Obertreis, Franziska Pröll, Eva Schläfer,  
 Peter-Philipp Schmitt, Simon Schwartz, Bernd Steinhilber,  
 Karin Truschelt, Jennifer Wiebking, Maria Wiesner

#### Bildredaktion:

Henner Flohr  
 Art-Direction:  
 Holger Windfuhr, Tobias Stier (Stv.)

#### E-Mail Redaktion:

magazin@faz.de  
 Alle Artikel werden exklusiv für das  
 „Frankfurter Allgemeine Magazin“ geschrieben.  
 Alle Rechte vorbehalten.  
 © Frankfurter Allgemeine Zeitung GmbH,  
 Frankfurt am Main.

Eine Verwertung dieser urheberrechtlich geschützten  
 Redaktionsbeilage sowie der in ihr enthaltenen  
 Beiträge und Abbildungen, besonders durch  
 Vervielfältigung oder Verbreitung, ist – mit Ausnahme  
 der gesetzlich zulässigen Fälle – ohne vorherige  
 schriftliche Zustimmung des Verlags unzulässig und  
 strafbar. Besonders ist eine Einspeicherung oder  
 Verbreitung von Inhalten aus dem Frankfurter  
 Allgemeine Magazin in Datenbanksystemen, zum  
 Beispiel als elektronischer Pressespiegel oder Archiv,  
 ohne Zustimmung des Verlags unzulässig.

Sofort Sie Artikel dieses Magazins nachdrucken, in  
 Ihr Internet-Angebot oder in Ihr Intranet übernehmen  
 wollen, können Sie die erforderlichen Rechte bei der  
 F.A.Z. GmbH erwerben unter [www.faz-rechte.de](http://www.faz-rechte.de).  
 Auskunft erhalten Sie unter [nutzungsrechte@faz.de](mailto:nutzungsrechte@faz.de)  
 oder telefonisch unter (069) 75 91-29 01.

Redaktion und Verlag:  
 (zugleich ladungsfähige Anschrift für die im  
 Impressum genannten Verantwortlichen und  
 Vertretungsberechtigten)  
 Frankfurter Allgemeine Zeitung GmbH  
 Pariser Straße 1  
 60486 Frankfurt am Main

Geschäftsführung:  
 Thomas Lindner (Vorsitzender)  
 Dr. Volker Breid

#### Anzeigen:

Ingo Müller (verantwortlich) und Jürgen Mauker,  
 REPUBLIC Marketing & Media Solutions GmbH,  
 Mittelstraße 2-4, 10117 Berlin, [www.republic.de](http://www.republic.de)

Hersteller:  
 Andreas Gierrh

Druck:  
 Mohndruck GmbH  
 Carl-Bertelsmann-Straße 161M  
 33311 Gütersloh

# Mitarbeiter

März 2023



LOCK COLLECTION  
**TIFFANY & Co.**

Tiffany.com | © 2023 T&CO.

**CHRISTOPH MOESKES** hätte nie geahnt, dass er seine alten Dias aus Tiflis noch einmal hervorkramen würde. Dort hatte er im Herbst 2006 eine Serie mit georgischen Tagelöhnern fotografiert, die bald darauf in der F.A.Z. erschien. Und genau diese Bilder fand er kürzlich per Zufall im Internet wieder – allerdings zu Kunst gewandelt. Dann bin ich wohl selbst auch Künstler, sagt sich unser Autor jetzt (Seite 48). Oder doch nicht? Das Foto jedenfalls, das er für uns herauskramte, zeugt von früh ausgeprägtem Kunstsinn. Es zeigt den heute Einundfünfzigjährigen vor seinem damaligen Lieblingsmosaik in der georgischen Hauptstadt – Schöpfer unbekannt.



**RONNY MANCHOT** war nicht etwa im Urlaub, als diese Aufnahme auf der Terrasse des Pariser Restaurants „Mon Square“ beim Mittagessen entstand. Für die Mutter unserer Stylistin Natalie Manchot war es einer der seltenen ruhigen Momente an diesem Tag. Sie war aus München mit nach Paris gekommen, um die sechs Monate alte Enkelin Rosalie zu betreuen, während ihre Tochter am Set mit der Schauspielerin Isabelle Huppert arbeitete (Seite 30). Großmutter und Enkelin konnten sich dabei nie allzu weit vom Fotostudio an der Rue Daguerre entfernen, denn für die Kleine gab es an diesem Tag weder Weißwein noch Wasser, sondern Muttermilch.



**EVA SCHLÄFER** hat mit Playboys wenig am Hut. Zufällig stieß die Redakteurin des Ressorts Leben der Sonntagszeitung aber auf ein besonderes Exemplar dieser Spezies: Sie las ein Buch über den Dominikaner Porfirio Rubirosa, der seit den Vierzigerjahren ein Jetset-Leben in Europa und Amerika führte. Zunächst war sie fasziniert, aber dann merkte sie: Es gibt wirklich gute Gründe dafür, dass dieser Phänotyp Mann heute keine öffentliche Bewunderung mehr erfährt. (Seite 52)

**CHRISTIANE HEIL** fuhr auf Umwegen von Los Angeles nach Las Vegas – es muss ja nicht immer die kürzeste Strecke sein. Vor dem Death Valley stieß sie auf Lone Pine, Hollywoods Westernkulisse. John Wayne hatte dort 13 Filme gedreht, auch den Western „The Oregon Trail“, der seit langem verschollen ist. Nach drei Tagen Suche machte Heil einen Sensationsfund: Sie entdeckte unbekannte Fotos vom Dreh (Seite 40). Die Nächte verbrachte sie im Dow Hotel, in einem Zimmer, das nach „singing cowboy“ Roy Rogers benannt ist. Das Zimmer mit der Nummer 20, das John Wayne damals bewohnte, war leider ausgebucht – wie fast immer.



**NADA LOTTERMANN** und **VANESSA FUENTES** waren auf der Berlinale in ihrem Element. Denn mit vielen Schauspielern, die bei den Filmfestspielen feierten (und arbeiteten), haben sie schon Modestrecken für unser Magazin verwirklicht. Für eine große Berlinale-Porträtreihe war das Frankfurter Fotografinnen-Duo also die Idealbesetzung. Immerhin kamen die beiden auch noch selbst zum Feiern, wie dieses Bild zweifelsfrei beweist. Zu sehen sind (im Uhrzeigersinn von links) Vanessa Fuentes, Katharina Zorn, Jasna Fritzi Bauer, Jasmin Shakeri, Nada Lottermann und Taneshia Abt. Die beiden nennen es „Gipfeltreffen der Powerfrauen auf der Ufa-Party“. Auf die anderen Bilder durften dann auch noch ein paar Männer. (Seite 54)

Fotos: Christoph Moeskens, Frank Röhl, Natalie Manchot, Christiane Heil, Lottermann and Fuentes

GENTLEMAN  
SOCIETY

NEU

GIVENCHY

30



Fotos Driu &amp; Tiago, Luis Stitzinger, Engelman, Republic Pictures

52

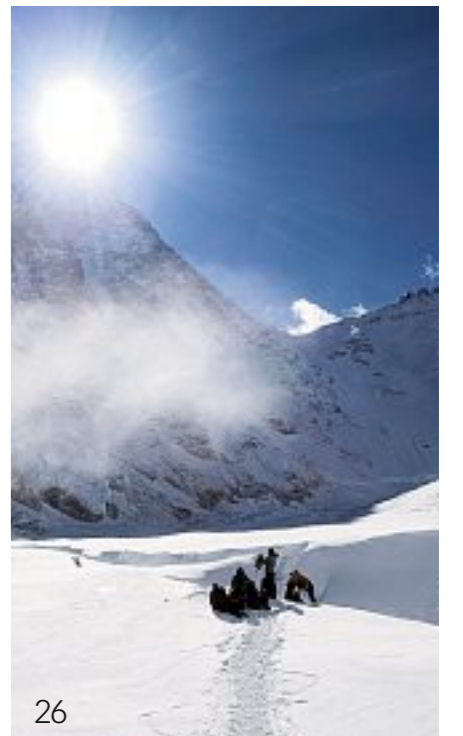


40



// „Die Quintessenz traditionell männlicher Sozialisation ist ein Gefühlsverbot. Trauer, Angst, Hilflosigkeit, Scham, Schuld, genau wie Liebe und Fürsorge, werden Männern verwehrt.“ //

44



26

## 26 Das höchste der Gefühle

Der Bergführer **Luis Stitzinger** stand zweimal auf dem höchsten Punkt der Erde: dem Gipfel des Mount Everest.

Von Bernd Steinle  
Illustrationen Kathy Würbs

## 30 Frau für Ambivalenzen

Die französische Schauspielerin **Isabelle Huppert** trägt für uns Männermode.

Von Annabelle Hirsch  
Fotos Driu & Tiago

## 38 Alles muss raus

Schön langsam wächst die Lust, wieder mehr draußen zu sein. Zum Beispiel auf neuen Möbeln für Balkon oder Terrasse.

Von Peter-Philipp Schmitt

## 40 Im Westen was Neues

Unsere Autorin hat Bilder aus dem verschollenen Western „The Oregon Trail“ mit **John Wayne** ausfindig gemacht.

Von Christiane Heil

## 44 „Männern ist der Zugang zu ihren Gefühlen oft versperrt“

Der Therapeut **Björn Sufke** erklärt im Interview die Folgen traditionell männlicher Sozialisation.

Von Franziska Pröll  
Foto Franziska Gilli

## 48 Ich bin Kunst

Was tun, wenn die eigenen Fotografien plötzlich im Werk eines anderen Künstlers auftauchen?

Von Christoph Moeskes

## 52 Der allerletzte Playboy

Wie gehen wir heute mit dem Leben und Wirken einer Figur wie **Porfirio Rubirosa** um?

Von Eva Schläfer

## 54 Berlinale Originale

Ein Festival der Feste: Auf der Berlinale gab es so viel zu feiern, dass unsere Fotografinnen viel zu tun hatten.

Von Lottermann and Fuentes

## 57 Nagel neu

An lackierten Fingernägeln entzündeten sich immer wieder gesellschaftliche Debatten. Vor allem an denen von Männern.

Von Anna-Elisa Jakob

17 Vor 30 Jahren 18 Vita Obscura 20 Prêt-à-Parler 46 Mood/Mut 50 GrüBe aus Belo Horizonte 58 Fragebogen

## Zum Titel

Isabelle Huppert wurde am 11. Oktober 2022 von Driu & Tiago in Paris fotografiert. Sie trägt einen Mantel von Saint Laurent Homme.

Im Netz: [www.faz.net/stil](http://www.faz.net/stil)

Facebook: Frankfurter Allgemeine Stil

Instagram: [@fazmagazin](https://www.instagram.com/fazmagazin)

Twitter: [@fazmagazin](https://twitter.com/fazmagazin)

Die nächste Ausgabe des Magazins

liegt der Frankfurter Allgemeinen Zeitung am 8. April bei.



elegant

einladend

einzigartig

ich

Bora Bora. Diese und andere Versuchungen zum attraktiven Preis.

2-Sitzer in Stoff ab € 2.895,-. Besuchen Sie unser Leolux Design Center in Krefeld oder einen Leolux-Händler in Ihrer Nähe. Weitere Infos: [www.leolux.de](http://www.leolux.de)

Welcome to you

leolux

AACHEN-EILEND, Krüttgen - ALTENRIET Fenchel Wohnfaszination - ARNSBERG-NEHEIM Wiethoff - ASCHAFFENBURG Walter Diehm - BENSHEIM-AUERBACH Möbelhaus Alblex - BERGISCH GLADBACH Patt Einrichtungen - BERLIN Leolux Boutique Berlin - BERLIN L.O.M. Interior - BERLIN Wohndesign - BERLIN Kuslan - BERNAU Wohnorama Kuch - BONN HSR Hesbo - BONN Loft Designmöbel - BRAUNSCHWEIG Möbel Homann - DATTLEN Möbel Meyer - DETMOLD ergonomie - DÖRSTEN-WULFEN Wohn Centrum Wulfen - DREIEICH Einrichtungshaus Dietrich - DUSSELDORF Felix Thonet Shop - ERLANGEN Stocker - ESSEN Becker Einrichtungen - ESSLINGEN Profil Einrichtungen - ESSLINGEN Polsterwelt Engelhardt - ETTLINGEN Haug Wohn-Design - FRIEDBERG Segnmüller - GEORGSMARIENHUTTE Drammann Wohnladen - GÖTTINGEN Einrichtungshaus Günther - GÖTTINGEN OJ Möbel Jäger - GROSS-GERAU Möbel Handreich - GÜTERSLOH Grett Wohn- & Lichtdesign - HALTERN AM SEE Döber - MÖBEL - HAMBURG Markt Einrichtungen - HANAU Möbel Eckrich - HANNOVER/GARBSEN Möbel Hesse - HELBRONN Fromm - HEMMINGEN-WESTERFELD Möbel Böhm - HERXHEIM Einrichtungshaus Weber - HIDDENHAUSEN Ottensmeyer Wohndesign - HOLZGERLINGEN Möbel Lausmann - ILINGEN Möbelhaus Dörenbäcker - ISFELD Jäger Einrichtungen - KAARST Hügen Raum und Design - KASSEL Wohnfabrik - KEHL-GOLDSCHNEIDER Krus - KELHEIM Möbel Gasnar - KLEVE Rexing - KÖLN Pfannes & Virnich - KORNWESTHEIM Die Einrichtung Kleemann - KREFELD Stefan Küstermann - KREFELD Franz Knuffmann - KREFELD Hafels - KREFELD Feldmann - KRONACH Wohnstudio Vivere - KÜNZELSAU-GAISBACH Schmezer - LANGENFELD W & A Wohnen - LANGENWEISSBACH Tischlerei Jens Tuffner - LANGERWEHE Möbel Herten - LAUHRINGEN Möbel Dick - LEINFELDEN-ECHTERDINGEN Wohndekor Karl Müller - LEIPZIG Silke Huber Schenken Wohnen Leben - MAINZ Holz - MANNHEIM Segnmüller - MANNHEIM Westfallia Möbel Peck - MAULBURG Einrichten Schweigert - MOERS-KAPPELEN Dritte Wohnform - MÖNCHENGLADBACH/Tellmann Einrichten - MONTABAUER A-M-S Möbel - MÜLHEIM AN DER RUHR Partenheimer - NEUWIED Möbel May - NORDHORN Möbel Buttikamp - NÜRNBERG Polsterhaus Schlosser - OLDENBURG Möbel Weirauch - OLPE-LÖTTRINGHAUSEN Möbelhaus Zeppenfeld - PARSODORF Segnmüller - PRÖRZHEIM Dieter Horn - RUILHEIM Segnmüller - RAVENSBURG Maurer Wohnen - ROßTOCK Möbel Harrmann - SCHONGAU Mobill - SCHWABMÜNCHEN Bruckner - SCHWELM Hüls Einrichtungshäuser - SINDELFINGEN Mornhinweg - SOLINGEN Möbel Demby - STADTLÖHN Möbel Steinbach - STÖCKACH Wohnpark Stumpg - SÜNDERN Haus der Wohnkultur - SYKE Wagner Wohnen - ULM Prinz Wohnen - VOERDE Wohnwelt Fahnenbruck - WEIDENBERG Polstermöbel Gebhart - WEIL AM RHEIN SIZZ Möbel Dick - WEITERSTADT Segnmüller - WETZLAR Schmidt Natürlich Wohnen - WIESLOCH Weckesser Wohnen - WUPPERTAL Audio 2000



Aus der F.A.Z. vom 3. März 1993: In Kleingärten in Frankfurt-Schwanheim wird nach einem Chemieunfall kontaminiertes Erdreich abgetragen.  
Foto Mirko Krizanovic

## Vor dreißig Jahren

Am 22. Februar 1993, einem Rosenmontag, geht über den Frankfurter Stadtteilen Schwanheim und Goldstein eine Wolke aus Gift nieder. Um kurz nach vier Uhr morgens unterläuft Mitarbeitern eines Werks der Hoechst AG im Stadtteil Griesheim eine ganze Kette von Fehlern mit weitreichenden Konsequenzen: Binnen weniger Minuten entweichen durch das Überdruckventil eines Reaktionsbehälters zehn Tonnen eines Chemikaliengemischs. Ein gasförmiger Nebel wird vom Wind über den Main getrieben, verfestigt sich wegen der kalten Witterung und lagert sich auf der anderen Seite des Flusses ab. Wie sich später herausstellt, handelt es sich zum größten Teil um Ortho-Nitroanisol, ein Zwischenprodukt zur Herstellung von Farbstoffen und Medikamenten, das in hohen Konzentrationen krebserregend sein kann.

Das Ausmaß des Schadens wird erst nach Sonnenaufgang deutlich: Auf einem von rund 2000 Menschen bewohnten Streifen, gut einen Kilometer breit und 300 Meter tief, sind Wohngebiete und rund 100 Kleingärten mit einer gelb-braunen Masse überzogen. Hoechst-Mitarbeiter mit Schutzanzügen und Atemschutzmasken rücken aus, um das Ausmaß der Kontamination festzustellen. Durch die Straßen fahren Lautsprecherwagen, Anwohner sollen Kinder nicht im Freien spielen lassen, kein Wintergemüse aus den eigenen Gärten essen und die Straßenschuhe nicht mit in die Wohnung nehmen. Alles kein Grund zur Besorgnis, teilt die Hoechst AG beschwichtigend mit: Ortho-Nitroanisol sei „mindergiftig“.

Aber schnell wird klar, dass das Unglück gewaltige Auswirkungen hat. Schon Stunden nach dem Austritt des Nebels läuft eine Reinigungsaktion an, die wochenlang dauert. Straßen werden gespült, der Belag stellenweise abgefräst, Hausdächer abgewaschen, 660 Autos durch Waschanlagen gefahren, belastete Grünflächen geschnitten. Arbeiter tauschen den Sand

auf Spielplätzen aus, ein Teil des Schwanheimer Walds bleibt über Wochen gesperrt. Hoechst-Mitarbeiter und Feuerwehrleute in Schutzanzügen schrubben Brückengeländer, Leitplanken, Straßenlaternen, Verkehrsschilder und Bushaltestellen bis auf eine Höhe von zwei Metern.

Wer kann, kommt bei Freunden in anderen Stadtteilen unter oder macht Urlaub. Die Menschen, die die Aufräumarbeiten miterleben müssen, reagieren mit einer Mischung aus Schock, Apathie, Wut und Angst. Vielen Kleingärtnern blutet das Herz, wie der Frau auf dem Foto, als sie miterleben müssen, wie ihre Parzellen „dekontaminiert“, die Erde fünf Zentimeter tief abgetragen, Pflanzen und Gemüse herausgerissen, Hecken, Bäume, Büsche gestutzt werden. Insgesamt 5000 Kubikmeter verseuchte Erde werden gesammelt, nach Dänemark transportiert und dort verbrannt. Die Kosten für die Beseitigung der Unglücksfolgen beziffert die Hoechst AG Jahre später auf mehr als 35 Millionen Mark.

Am 6. März 1993 gibt die Feuerwehr bekannt, dass 98 Prozent der freigesetzten Schadstoffe beseitigt seien, am 12. März werden Kinderspielplätze und andere gesperrte Flächen in den beiden Frankfurter Stadtteilen wieder freigegeben. Messungen ergeben keine erhöhten Schadstoffwerte in der Luft oder im Trinkwasser. Das Vertrauen der Frankfurter in die Hoechst AG ist dennoch nachhaltig erschüttert.

Die wirtschaftlichen Folgen des Chemieunfalls vom 22. Februar 1993 fallen für das Chemie- und Pharmaunternehmen erträglich aus. Dennoch steht das Unglück von Schwanheim und Goldstein für den Beginn des Niedergangs des traditionsreichen Konzerns. 1999 fusioniert er mit dem französischen Konkurrenten Rhône Poulenc zu Aventis, 2004 mit dem Pharmakonzern Sanofi. 2005 ist die 142 Jahre zuvor im heutigen Frankfurter Stadtteil Höchst gegründete Hoechst AG Geschichte. *Ralf Euler*

# Vita Obscura

Von Simon Schwartz

BRIAN MacKinnon  
\*1955

# BRANDON LEE

\*1976



I. Zum Beginn des Schuljahrs 1993 wechselte der kanadische Schüler Brandon Lee mit 17 Jahren an die Bearsden Academy in Glasgow. Da seine Eltern beruflich viel unterwegs waren, lebte er bei seiner schottischen Großmutter.





II. Schnell fand er in seiner Klasse neue Freunde. Er war beliebt, hatte gute Noten und war in der Fußballmannschaft sowie in der Theater-AG aktiv. Ein Jahr später verließ er die Schule mit einem hervorragenden Zeugnis und begann ein Medizinstudium.




III. Zwei Jahre später wurde die Schule durch einen anonymen Anruf informiert, dass ihr ehemaliger Musterschüler nicht nur seinen Namen, sondern auch sein Alter gefälscht hatte. In Wahrheit hieß er Brian MacKinnon und war bereits 30 Jahre alt. Schon 1980 hatte er seinen ersten Abschluss an der Bearsden Academy gemacht. Selbst ehemalige Lehrer hatten ihn jedoch 13 Jahre später nicht wiedererkannt.



IV. Zudem hatte MacKinnon bereits ein Medizinstudium begonnen, war jedoch 1983 durch das Examen gefallen – nach eigener Aussage, weil man ihn heimlich mit einem mysteriösen Virus infiziert habe. Durch die Rückkehr an seine alte Schule hatte er sich einen Neustart erhofft. Nun brach seine Welt abermals zusammen, und man schloss ihn vom Studium aus.



V. Heute lebt Brian MacKinnon zurückgezogen in der Nähe der Schule. Er fühlt sich verfolgt von geheimen Mächten, die der Ärztelobby nahestünden. Ein Franzose mit Mantel und Degen soll ihm offenbart haben, dass er der „Auserwählte“ sei. Noch immer träumt er davon, eines Tages Medizin zu studieren. Die meisten seiner ehemaligen Klassenkameradinnen und -kameraden nehmen ihm seinen Betrug bis heute nicht übel.



# Prêt/à/Parler

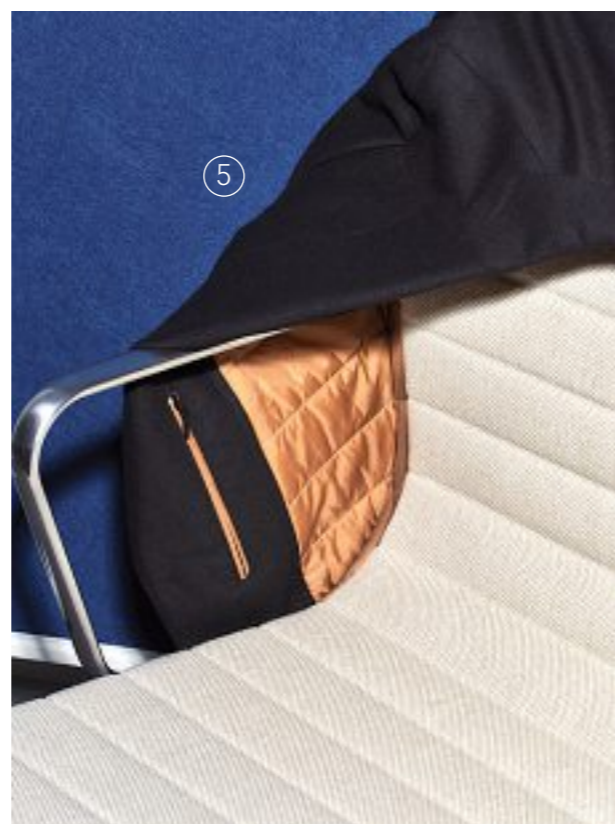
BLAZER

## Wer trägt diese Jacken?



► Wie nennt sich das Kleidungsstück für Männer, das auf dieser Seite gleich siebenmal zu sehen ist? Jackett? Klingt nach New Economy, nach dunkelblauen Jeans zu dunkelblauen Jacken, am besten noch mit Poloshirt oder rosafarbenem Hemd darunter. Oder Sakko? Ein Begriff, der noch stärker veraltet ist. Schon der Klang von Sakko erinnert an eine Männergesellschaft an all den Orten, an denen Entscheidungen getroffen werden. Diese Zeiten wollen wir doch längst überwunden haben. Kann man es wagen, diese Überwürfe, die hier in unserem neuen F.A.Z.-Tower für die Fotos bereithängen, einfach Blazer zu nennen? Gehörte der Blazer nicht den Frauen?

Schon, aber Geschlechterstereotype verschwinden langsam. Darum geht es noch öfter in diesem Heft, nicht zuletzt, weil die Mode eine besondere Verantwortung hat. Kaum etwas definiert uns stärker als Mann oder als Frau als unser Look, und kaum etwas kann deshalb auch mit herkömmlichen Denkmustern einfacher brechen als unser Look. Neu ist das Thema nicht, nur sind wesentlich mehr Beispiele für Frauen in Männerkleidern bekannt als für Männer in Frauenkleidern. Um 1870 trug die Schauspielerin Sarah Bernhardt in Paris maßgeschneiderte Anzüge – gegen das in Frankreich geltende Gesetz, das es Frauen untersagte, Hosen zu tragen. Das Signal war klar, die Aufregung auch. Marlene Dietrich trug 1930 zum Debüt in Holly-



wood Tuxedo, Schleife und Zylinder. Das war allerdings Kostümierung für ihren Film „Marokko“, und modebewusste Frauen hatten damals schon Hosen. Yves Saint Laurent lancierte 1966 dann Le Smoking. Seitdem brauchten Frauen Krawatten und *oversized-boyfriend-borrowed*-Hemden, um noch männlich konnotierte Mode zu tragen. Der Blazer gehörte fortan ihnen.

Kommt jetzt die *girlfriend-fashion* für Männer? Harry Styles ist schon deshalb die Ikone dieses Jahrzehnts, vielleicht sogar dieses Jahrhunderts, mit seinen Broschen, Handtaschen, Ketten und – engen Blazern.

Die Blazer, nennen wir sie jetzt einfach so, weil Sakko und Jackett als Modebegriffe entfallen – auf dieser Seite sitzen auch auf breiten Schultern. Da passt es, dass sie nicht mehr allein aus dem herkömmlichen Anzugstoff gefertigt sind, sondern aus Kaschmir von Loro Piana (2) und Brunello Cucinelli (6). Aus Wolle von Boss (5) und Cord von Mey & Edlich (4). Und anstelle von Langeweile-Nachtblau sind diese Blazer jetzt häufig mit dekorativem Glencheck-Muster versehen, zum Beispiel von Brioni (1), von Dior Men (7) und in der lockeren Version von Closed (3), die beinahe schon eine Frühjahrsjacke ist. (jwi.) Fotos Schmott Studios

MY STYLE.  
MY STATEMENT.  
GERARD BUTLER'S CHOICE.

OLYMP

SNEAK AROUND (51):

## Veja Fitz Roy

### ► Den Namen kenne ich doch?!

Der Fitz Roy ist eine Hommage an den gleichnamigen Berg in Patagonien. Naturliebhaber träumen davon, in der Wunderwelt an der Grenze zwischen Argentinien und Chile zu wandern. Von den Tehuelche-Indianern wird der 3406 Meter hohe Fitz Roy als „rauchender Berg“ bezeichnet. Die Erstbesteigung gelang den Franzosen Lionel Terray und Guido Magnone 1952.

### Also ein Wanderschuh?

Ja! Obwohl Veja als Lifestyle-Marke gilt, hat das Unternehmen am 16. Februar zum ersten Mal einen Wanderschuh herausgebracht. Der Fitz Roy ist ein technischer Wanderschuh, robust und stabil dank multidirektionaler Laufsohle und schützender Rock Plate. Sein Trek-Shell-Obermaterial aus 100 Prozent recyceltem Polyester macht den Schuh widerstandsfähiger und wasserfest. Es wird mit einem PFC-freien, wasserabweisenden Mittel behandelt. Dazu gibt es eine gepolsterte, bequeme Zunge, ein elastisches Band zum Halten der Schnürsenkel, damit man sich nicht verheddert, sowie eine breite Innensohle, die sich an alle Fußformen anpasst.

### Und nach dem Wandern?

Es empfiehlt sich, die Sauberkeitssohlen zum Lüften herauszunehmen, die Schuhe an einem trockenen und von Hitzequellen entfernten Ort aufzubewahren. Zur Reinigung verwendet man lauwarmes Seifenwasser und eine Bürste. Dann an der Luft trocknen.

### Trägt man Trekking- und Wanderschuhe jetzt auch im Alltag?

Ja. Technische beziehungsweise High-Performance-Sneaker sind in dieser Saison im Trend. Gemeint sind damit Modelle, die eine bestimmte Funktion haben oder zumindest danach aussehen. Zum Beispiel Turnschuhe, die sich fürs Joggen, für Tennis oder Basket-



ball eignen. Oder eben auch Designs, die durch ihre robusten Sohlen an Trekkingschuhe erinnern.

### Was kann Veja?

Nachhaltigkeit. Veja ist einer der Schuhhersteller, die viel Wert legen auf Umweltbewusstsein. Sozial und ökologisch engagiert, gründeten die Freunde Sébastien Kopp und François-Ghislain Morillion die Marke im Jahr 2005. Vor der Markteinführung studierten sie Rohstoffpreise und arbeiteten sich in den Herstellungsprozess von Turnschuhen ein. Auf dieser langen Reise entstand auch der Name: Veja bedeutet auf Portugiesisch „Schau hin!“ Das Label versucht das, indem es faire Arbeitsbedingungen sicherstellt und Rohstoffpreise bezahlt, die über dem Durchschnittspreis liegen. Die Rohstoffe stammen aus Brasilien: Bio-Baumwolle, Naturkautschuk und pflanzlich gegerbtes Leder. So hilft man auch Bio-Bauern. *Aylin Güler*



Auf ukrainischem Boden: Victoria Yakusha verarbeitet mit ihren Entwürfen den Überfall auf ihr Land.

### DESIGN

## Sie kämpft mit kreativen Mitteln um Grund und Boden

► Schon seit mehr als einem Jahr befindet sich die Ukraine im Krieg. Doch in Wahrheit jährt sich der durch nichts zu rechtfertigende Überfall auf das osteuropäische Land schon zum neunten Mal: Im März 2014 annektierte Russland völkerrechtswidrig die zur Ukraine gehörende Krim. Seither hat Wladimir Putin versucht, dem nach Russland zweitgrößten Staat Europas seine Legitimation abzuspülen. Obwohl Moskau am 2. Dezember 1991 ausdrücklich die Unabhängigkeit der Ukraine anerkannt hatte.

Für die Designerin Victoria Yakusha steht die Unabhängigkeit außer Frage. Wie so viele Kreative in dem Land wurde auch sie durch die Aggression des viel größeren Nachbarn in ihrer Arbeit stark beeinflusst. Und das nicht nur, weil sie und ihre zwölf Mitarbeiter zunächst nach Kriegsausbruch gezwungen waren, sich vor den Angreifern in Sicherheit zu bringen. An geregelte Arbeit war in Kiew nicht zu denken. Dennoch entstand nach der Invasion im Frühjahr 2022 eine Kollektion. Ihr Titel: „Stepping on Ukrainian Soil“. Damit sind nicht die russischen Soldaten gemeint, die sich vergeblich bemühten, schnell große Bodengewinne in der Ukraine zu machen. Victoria Yakusha spielt vielmehr auf die innige Beziehung ihrer Landsleute zu dem Grund an, auf dem sie stehen, den sie bearbeiten und von dem sie leben.

Mutter Erde versinnbildlicht sie in einem schwarzen kreisförmigen Teppich, der an der Wand hängt, aber Wurzeln im Boden schlägt, dargestellt durch lange Fäden. Semlia heißt der Entwurf, zu Deutsch: Erde. Sie ist oft schwarz in der Ukraine, was mit dem Wort Tschernosem umschrieben wird. Der Teppich selbst ist in einer sehr alten karpatischen Technik geknüpft worden, die Lischnykarstwo genannt wird und kaum noch zur Anwendung kommt.



Sie hat mehrere Schichten übereinander knoten lassen, so wie auch Erde übereinander aufgeschichtet ist. Damit will sie ein Stück ukrainischer Tradition retten, von der niemand so genau weiß, seit wann es sie in den Bergen im Westen des Landes überhaupt schon gibt.

Zur Kollektion gehören kleine Hocker und Bänke, die zum Teil an Lämmer oder Ponys erinnern, zum Teil aber auch geometrisch abstrakt bleiben. Victoria Yakusha nennt die tierischen Elemente Wolyky, was so viel wie Freiheit bedeutet, die eher naiven Figuren heißen Duschi, was sich mit robust oder stämmig übersetzen lässt. Für sie sind es Symbole der reinen, freien Natur. Aus ihr werden sie auch gefertigt, genauer aus einem Materialmix, der als Stista bekannt ist, was so viel wie „aus Teig gemacht“ bedeutet. Mit der Mischung unter anderem aus Ton und Heu wurden früher Hauswände verputzt. Sie schätzt natürliche Materialien, arbeitet viel mit Holz und Wolle, Stoffen, die eine eigene Energie haben und eine eigene Geschichte erzählen können, wie sie sagt.

Victoria Yakusha, die in Dnipro geboren wurde, fühlt seit ihrer Kindheit eine tiefe Verbindung zur Natur. Die Sommer verbrachte sie bei ihren Großeltern in einem Dorf im Donbass, in der Region, die in Teilen auch schon seit 2014 von Russen besetzt ist. Für sie war das Jahr einschneidend. „Wir waren kurz davor, unsere Identität zu verlieren“, sagt Victoria Yakusha. Damals gründete sie die Marke FAINA, mit der sie die ukrainische Kultur und ihre Traditionen am Leben erhalten will. *Peter-Philipp Schmitt*

► Wir feiern einfach unser Jubiläum „Zehn Jahre neues F.A.Z.-Magazin“ weiter. Und erinnern nun auch in einem Storytelling (anzusteuern über den QR-Code) an das erste Shooting; auf dem Bild rechts, aufgenommen 2013 von Jork Weismann, trägt Jessica Joffe ein Kleid mit Feinloch-Laser-cut von Proenza Schouler.



Foto: Aylin Güler, Jork Weismann, Unternehmen

In Profiküchen bewährt

# DUNSTABZUG REVOLUTIONÄR ANDERS

Hier kochen  
die Sterneköche  
Michael Dyllong und  
Pierre Beckerling.



Dunstabzüge in Perfektion.  
Made in Germany.

Patenterte Technik. berbel Downline Infinity mit extra großem Kochfeld, intuitiver Bedienung und einem Dunstabzug, der Maßstäbe setzt. Von echten Meisterköchen empfohlen!

living excellence



berbel

## FOTOGRAFIE

## Das wäre ein schönes Geschenk zu Bertolt Brechts 125. Geburtstag



// Wie sah das Augsburger Bürgertum aus, aus dem Brecht erwuchs, von dem er sich abzusetzen suchte? //



► Die außergewöhnlichsten Fotos, die es von Bertolt Brecht gibt, stammen aus dem Jahr 1927. Die Serie von 32 Glasnegativen und einem Abzug zeigen den Dichter in einem ledernen Frauenmantel. Brecht, damals 29, spielt vor neutralem Hintergrund mit der Kamera, zum Teil unter lässig-provokativer Verwendung einer Zigarre. Manche der hochgradig inszenierten Fotos zeigen ihn im Seitenprofil, so, wie man es damals vor allem von Polizeifotos kannte. Der junge Mann fühlt sich offenbar so wohl vor der Kamera, dass naheliegt, nach seiner Beziehung zum Fotografen zu fragen. Dessen Name: Konrad Refler.

Der Schwabe, der 1875 in Donauwörth geboren wurde, hatte es in Brechts Geburtsstadt Augsburg zum königlich-bayerischen Hoffotografen gebracht. Voraussetzung für das Tragen dieses Titels war neben einer Geldzahlung an die Wittelsbacher vor allem fotografische Qualität. Diese allein erklärt aber nicht, warum Refler das Vertrauen Brechts hatte. Entscheidend war, dass die Familien Refler und Brecht befreundet waren. Der ältere Konrad dürfte für den jüngeren Bert wie ein Onkel gewesen sein.

Von der Existenz der in Reflers Augsburger Atelier aufgenommenen Mantel-Fotos war über Jahrzehnte nichts bekannt. Brecht hat die Bilder mutmaßlich nie genutzt – ein Hinweis, dass es sich um ein Spaß-Shooting gehandelt haben könnte. Im „Dritten Reich“ war Brecht verfemt, nach 1945 war es in Westdeutschland nicht viel besser. Mitte der Achtziger meldete sich die jüngere der beiden Refler-Töchter beim Münchner Fotomuseum, ob es nicht Interesse am Nachlass des Vaters gebe. Das Museum sprang erst darauf an, als es realisierte, dass auch Brecht-Fotos darunter waren. Mit denen gab es dann 1986 eine kleine Ausstellung. So richtig bemerkt, was das für ein Schatz ist, hat aber erst der Schriftsteller und Fotohistoriker Hans-Michael Koetzle, als er durch die Ausstellung ging. Im Gespräch sagt er, die Fotos seien für Refler ungewöhnlich. Man wisse, dass Brecht ein Jahr vor dem Fototermin eine Porträt-Sitzung bei dem Maler Rudolf Schlichter hatte, einem Vertreter der Neuen Sachlichkeit. „Vermutlich“, sagt Koetzle, „brachte Brecht Schlichters ästhetische Ideen mit in Reflers Atelier und führte dort Regie.“ Näher ausgeführt hat er das in dem 1987 erschienenen Bildband „Bertolt Brecht beim Photographen“.

2015 zeigte sich dann, dass Refler noch viel mehr hinterlassen hat: 42.000 Glasplatten. Glas war von der Mitte des 19. Jahrhunderts an das gängige Trägermaterial für Fotoemulsionen. Die Negative wurden auf dem Dachboden in Reflers ehemaligem Wohnhaus entdeckt, von dem Literaturhistoriker Dirk Heiße, der in Augsburg literarische Spaziergänge organisiert, unter anderem auf den Spuren Brechts. Heiße und der von ihm ins Boot geholte Kurt Idrizovic, Inhaber einer gut sortierten Buchhandlung und umtriebiger Kultur-Aktivist, schalteten das Augsburger Stadtarchiv ein. Das übernahm die Bilder. Sie zeigen das gesetzte Bürgertum aus Augsburg und der Region, wie es sich hübsch gemacht hat für den Fototermin. Könnte auch Bürgersohn Brecht darunter sein? Gar auf solch spektakulären Fotos wie denen mit dem Mantel? Mit einer Liebschaft?!

Dominik Feldmann, stellvertretender Leiter des Stadtarchivs, glaubt das nicht. Stichproben ließen darauf schließen, dass das von 1925 bis in die Fünfzigerjahre reichende Bildmaterial zwar interessant und wertvoll sei, aber auch nicht zu bedeutsam: normale Menschen in Sonntagskleidung inklusive Uniformen, nicht aber in Abendgarderobe oder Alltagsgewand. Was Brecht betrifft: Der habe ja seit 1924 in Berlin gelebt, daher seien häufigere Fototermine in Schwaben unwahrscheinlich. 1933 sei er dann ins Exil gegangen und habe fortan mit Augsburg nichts mehr am Hut gehabt. Hinzu komme, dass Refler die Brecht-Fotos nicht zusammen mit den 42.000 Glasplatten gelagert habe, sondern eigens gesichert, offenbar im Glauben, es handele sich um etwas Besonderes. Das gilt auch für die Abbildungen anderer Personen des öffentlichen Lebens, unter ihnen Brechts jüngerer Bruder Walter, der Beachtliches auf dem Feld der Papierfabrikation geleistet hat. Diese Fotos, etwa 400, sind beschriftet – der Rest der 42.000 leider nicht.

Das ist nur eine der Schwierigkeiten bei der Erschließung. Archivar Feldmann verweist auch auf die Kosten. 60.000 bis 80.000 Euro würde die komplette Digitalisierung samt vorheriger Reinigung der Glasplatten mindestens kosten, das habe eine Anfrage bei einem externen Dienstleister ergeben. Eines solchen müsste sich das Stadtarchiv bedienen, denn seine eigenen Ressourcen seien gegenwärtig durch andere Projekte gebunden, etwa die Digitalisierung der Ratsprotokolle aus dem 16. Jahrhundert. Man sei mit den 42.000 Bildern auf die Augsburger Universität und auf das Staatliche Textil- und Industriemuseum zugegangen – beide hätten abgewunken. Auch die Resonanz aus der Bevölkerung auf die etwa 200 Fotos, die das Archiv bisher ins Netz gestellt hat, sei sehr gering gewesen.

Koetzle hingegen glaubt, dass es sich unbedingt lohnen würde, die Bilder intensiv zu sichten und aufzuarbeiten, schon wegen Refler, der „ein Stück Augsburger Kulturgeschichte“ sei. Er sieht aber auch großes Potential in den Fotos an sich. Man müsse nur „ein Konzept, ein Narrativ“ entwickeln, um damit ein Stück Stadtgeschichte zu erzählen, mit den Brecht-Aufnahmen als Nukleus und der Leitfrage: Wie sah das Bürgertum aus, aus dem Brecht erwuchs, von dem er sich abzusetzen suchte? Die Bilder, so Koetzle, könnten, richtig kuratiert, eine „Schule des Sehens“ sein. Er hat Expertise erworben mit einem ähnlichen Projekt in München. Dort hat er die bürgerliche Gesellschaft um 1900 anhand von Fotos des Fotografen Theodor Hilsdorf rekonstruiert.

Brecht- und Augsburg-Freund Idrizovic findet es sehr schade, dass seit 2015 so wenig passiert sei vonseiten der Stadt – nur eine stichprobenhafte Prüfung der 42.000 Bilder, und gerade einmal 200 davon seien im Netz! Dabei sei Eile geboten, weil Menschen, die noch jemand auf den Fotos erkennen könnten, nicht mehr lange lebten. Ende Januar hat er in seiner Buchhandlung eine Veranstaltung zu den Bildern gemacht, Koetzle war Gast. Aus dessen Sicht gab es da einen guten Austausch mit Feldmann, der im Publikum saß. Das Stadtarchiv zeigte sich offen dafür, die Fotos zugänglich zu machen, und sei es Schritt für Schritt. Koetzle sagt, man brauche ja vielleicht nicht jedes der 42.000 digitalisieren, um eine schöne Ausstellung zu machen. Doch es bleibt die Frage: Wer zahlt? Brecht wäre heuer 125 Jahre alt geworden. Eine gute Gelegenheit, ihm und den Augsburgern die Ausstellung zu schenken. Wer will? *Timo Frash*

Aus der Sammlung Konrad Refler im Münchner Stadtmuseum: Viele der Fotos von 1927, die Bertolt Brecht (1898 bis 1956) in lässig-vertrauter Pose zeigen, warten noch auf ihre Aufarbeitung.

Foto: bpk/Münchner Stadtmuseum, Sammlung Fotografie/Konrad Refler

## MR MARVIS

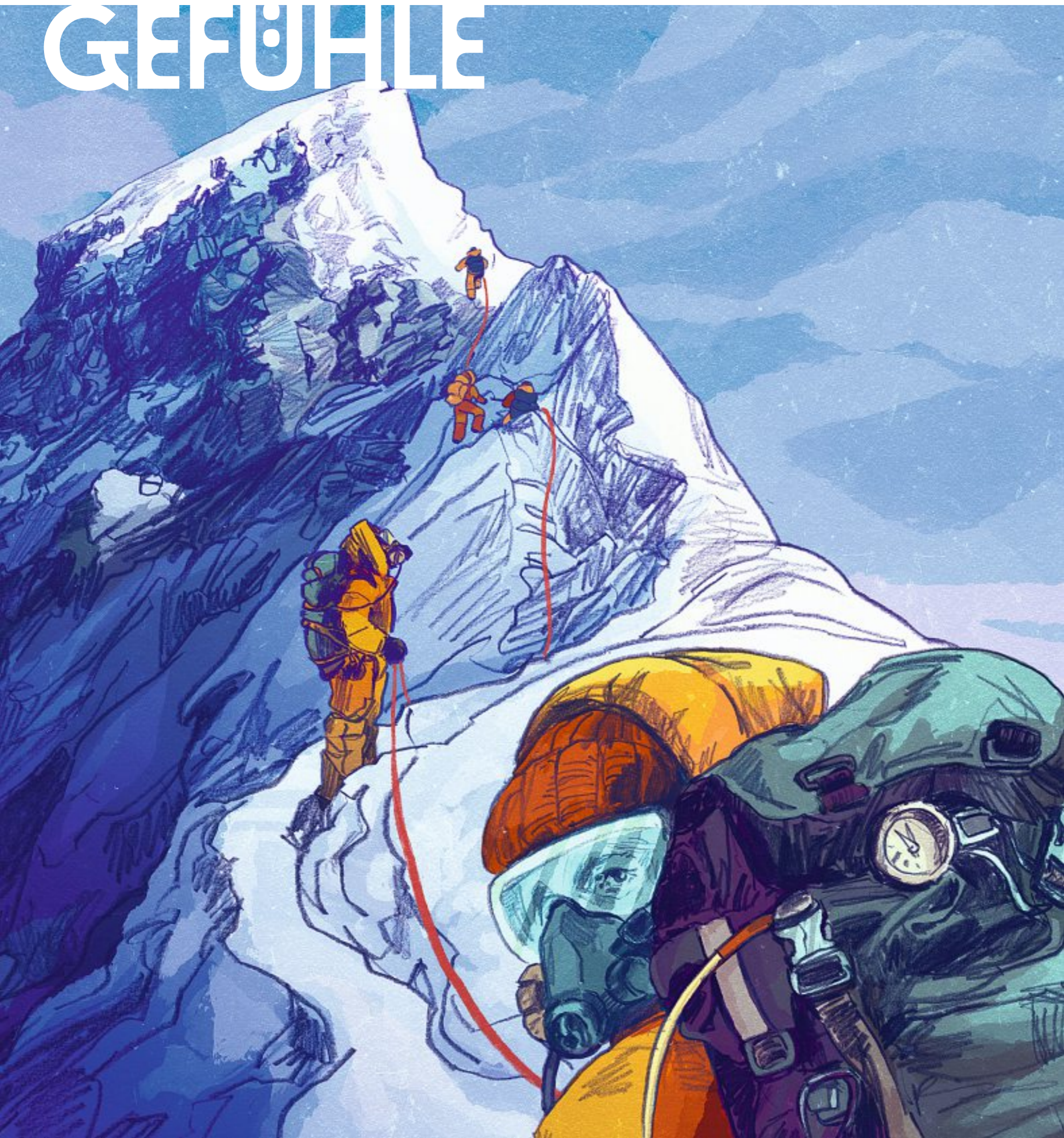


Mit neun verschiedenen Styles - von sportlich bis smart - hat MR MARVIS die perfekten Shorts mit einer ultimativen Passform für jede Gelegenheit. Unsere Shorts werden in Portugal aus hochwertigen Stoffen wie Stretch-Baumwolle, luftigem Piqué und leichtem Leinen handgefertigt. In über 60 eleganten Farben - für welche wirst Du Dich entscheiden?

MRMARVIS.DE

# DAS HÖCHSTE DER GEFÜHLE

Wille und Vorstellung:  
auf dem Gipfelgrat  
des Mount Everest



Bergsteigerschlangen, Müll, Luxusexzesse: Ist der Mount Everest zum Opfer seines eigenen Reizes geworden? Luis Stitzinger stand zweimal auf dem Gipfel – und hat sich ein eigenes Bild vom höchsten Berg gemacht.

Von Bernd Steinle

Illustrationen Kathy Würbs

Es war acht Uhr abends, als Luis Stitzinger und Graham Keene das letzte Lager in knapp 8000 Meter Höhe verließen. Ihr Ziel: der Gipfel des Mount Everest, der höchste Punkt der Erde, 8848 Meter über dem Meer. Sie waren noch keine zwei Stunden unterwegs, da steckten sie hinter zwei Gruppen von Bergsteigern fest, die extrem langsam vorankamen, aber keine Anstalten machten, Schnellere passieren zu lassen. Immer mehr Bergsteiger schlossen auf, die Schlange wuchs, die Stimmung sank, Murren und Schimpfen wurden laut. Als die Gruppen nach mehreren Stunden pausierten, zogen Stitzinger und Keene vorbei. Danach ging es gut voran, bis sich das Spiel weiter oben wiederholte, diesmal mit einem einzelnen Bergsteiger. „Da“, sagt Stitzinger, „sind auch bei mir die Emotionen übergekocht.“ Für größere Gruppen sei es dort nicht immer einfach, andere vorbeizulassen – für einzelne Bergsteiger schon. „Das ist rücksichtslos, pures Ego“, sagt Stitzinger. „Er müsste nur eine Minute warten. So müssen dahinter alle leiden und verlieren viel Zeit.“ Ärgerlich, aber nicht ungewöhnlich am Everest. „Manche Leute denken nur an sich, an das, was für sie am besten ist. Das ist schon befremdlich.“

Der Mount Everest wurde am 29. Mai 1953 zum ersten Mal bestiegen, von dem Neuseeländer Edmund Hillary und dem Sherpa Tenzing Norgay. Der Erfolg wurde auf der ganzen Welt als historische Pioniertat gefeiert. 70 Jahre später ist der Everest für Kritiker wie den Südtiroler Reinhold Messner zur „Touristenattraktion“ geworden, zu einem Berg, der „in Seile und Ketten gelegt“ sei, um möglichst vielen Menschen eine „Piste“ auf den Gipfel zu ebnet. Luxusexzesse im Basislager, Schlangen auf der Aufstiegsroute, Müllberge in der Todeszone, betrügerische Gipfelbilder, überforderte Hobby-Bergsteiger und unterbezahlte Sherpas: Was heute über einen Ort bekannt wird, der einst so unerreichbar schien wie Nord- oder Südpol, klingt oft ernüchternd – und legt nahe, dass das große Abenteuer längst überschattet ist vom großen Geschäft. „Massentourismus, Tod und Ausbeutung am Mount Everest“, so lautet der Untertitel eines aktuellen Buchs des Autors Oliver Schulz. Ist der Everest zum Opfer seines eigenen Reizes geworden, der Verlockung, die er, der Höchste, für viele darstellt? Und warum dann überhaupt noch an den Everest gehen?

Das hat sich auch Luis Stitzinger schon gefragt. Der Everest stand lange nicht ganz oben auf seiner persönlichen Liste – zu viel Rummel, zu viele andere, weniger überlaufene Ziele. Trotzdem stand der 54 Jahre alte Allgäuer nun in den vergangenen vier Jahren zweimal auf dem Gipfel: 2019 von der tibetischen Nordseite aus, 2022 von der nepalesischen Südseite. Zuletzt mit Graham Keene. „Für ihn hat sich ein Lebenstraum erfüllt“, sagt der Bergführer über seinen Klienten. Keene ist jetzt der älteste Brite, der jemals den Gipfel erreicht hat, mit 68 Jahren. Und Stitzinger selbst? Was hat er dort oben empfunden? „Wenn man auf dem Gipfel steht und sieht, wie ein Achttausender wie der Makalu (8485 Meter) wirkt, als wäre er ein Stockwerk niedriger, wenn man weiß, man

steht auf dem höchsten Fleck der Erde, das ist schon faszinierend“, sagt er. „Es ist ein unheimlich entrückender Platz.“

Und die Massen? Die Schlangen? Der Andrang? Im Mai 2019 erregte ein Foto des nepalesischen Spitzenbergsteigers Nirmal Purja Aufsehen. Es zeigt, wie sich ein schier endloser, vielgliedriger, bunter Lindwurm aus Bergsteigern auf der Südroute über den Gipfelgrat des Everest windet. Damals nutzten viele Bergsteiger die wenigen Tage, an denen gute Aufstiegsbedingungen herrschten – mit der Folge, dass auf dem Weg zum Gipfel, jenseits von 8000 Meter Höhe, eine Schlange entstand wie im Schlussverkauf.

So extrem hat Stitzinger das nicht erlebt. „Möchte ich eigentlich auch nicht.“ Im vergangenen Jahr entzerrte eine lange Schönwetterphase das Geschehen am Gipfelgrat. „Normalerweise herrschen am Gipfel minus 26, minus 28 Grad“, sagt Stitzinger. „Wir hatten minus 18 Grad, es war beinahe windstill.“ Sie verbrachten eine Dreiviertelstunde auf dem Gipfel. Meist herrsche ein Kommen und Gehen, viele hinterlegten Devotionalien, Gebetsfahnen, Schals, Statuen, machten persönliche Gipfelbilder. Selbst bei guten Verhältnissen aber sei der Abstieg immer im Hinterkopf – denn da ist die Gefahr zu verunglücken besonders hoch, wegen der Entkräftung, weil die innere Spannung nachlässt, weil das Adrenalin mit dem Erreichen des großen Ziels verfliegen ist.

Der Mount Everest ist ein Berg voller Widersprüche. Einerseits ist die Klientel sehr speziell. „Nicht alle sind Vollblut-Bergsteiger, es sind Leute da, die so etwas nicht oft machen und die Ethik nicht so intus haben, die eher Trophäen sammeln wollen“, sagt Stitzinger. Die Atmosphäre sei anonym, weniger persönlich, es sei unmöglich, alle Bergsteiger im Basislager kennenzulernen. „Am Everest ist es ein bisschen wie in der Stadt.“ Andererseits gebe es trotzdem Bergkameradschaft und gegenseitige Hilfe. „Ich habe auch schon erlebt, dass Teams Anderen Sauerstoffflaschen gegeben haben, um Schlimmeres zu verhindern, obwohl sie selbst welche gebraucht hätten.“

Einerseits ist Expeditionsmüll ein Problem, alte Zelte, zurückgelassene Ausrüstung, menschliche Fäkalien. Andererseits gibt es große Anstrengungen, des Problems Herr zu werden, mit

Die Welt zu Füßen: Luis Stitzinger 2019 auf dem Gipfel des Mount Everest (oben), rechts außen der Makalu (8485 Meter). Im Lager eins auf der Nordroute auf 7000 Meter (Mitte) kann es bei Windstille brütend heiß sein und bei Schneesturm eiskalt. Auch auf der Nordroute kommt es zu Schlangen (unten), hier zwischen Lager eins und zwei (7850 Meter). Problematisch wird das aber erst am schmalen Gipfelgrat.



schärferen Regeln, höheren Gebühren, besseren Entsorgungsmöglichkeiten. Einerseits gab es allein in der vergangenen Frühjahrssaison rund 700 Aufstiege zum Gipfel. Andererseits gibt es auch heute Berichte von Bergsteigern, die alleine auf dem Gipfel stehen. Für Stitzinger bleibt der Everest trotz aller Widersprüche ein ästhetischer Berg, mit ansprechenden Routen. Und mit faszinierenden Landschaftsformen, wie dem so bizarren wie beängstigenden Khumbu-Eisfall, durch den die Südroute führt, einer Wunderwelt aus gigantischen Eisformationen wie aus einem Fanatasyfilm, die zugleich eine tödliche Bedrohung darstellen, weil sie jederzeit einstürzen können. „Wenn man da durchgeht“, sagt Stitzinger, „fühlt man sich wie in einem Eispalast.“

In diesen Widersprüchen muss sich Stitzinger auch persönlich immer wieder zurechtfinden – vor allem wenn es darum geht, beim Aufstieg Flaschensauerstoff zu verwenden oder nicht. Neben dem Everest hat Stitzinger acht weitere Achttausender bestiegen, alle ohne zusätzlichen Sauerstoff. Das ist sein Ideal, Teil seines bergsteigerischen Selbstverständnisses. Stitzinger wuchs im Ostallgäu auf, in den Bergen, mit den Bergen, auch sein Vater arbeitete als Bergführer. Früh nahmen ihn die Eltern mit zum Klettern, mit zwölf hatte er Berge wie den Piz Palti (3900 Meter) und die Wildspitze (3770 Meter) bestiegen. Nach



Auf der Südseite: Gewaltige Spalten durchziehen das Western Cwm (oben), auch Tal des Schweigens genannt, durch das die Südroute führt. Umgeben von hohen Wänden, kann die Hitze dort zum größten Problem werden. Im Hintergrund ragt die Lhotse-Flanke auf. Im Basislager des Veranstalters Furtenbach Adventures (unten) gibt es unter anderem ein Messe- und Loungezelt (weiß), ein Technikzelt (gelb) sowie Hauszelte für die Teilnehmer (hinten).



Am Mount Everest als Bergführer zu arbeiten erschien Stitzinger lange als zu riskant – zu viele Leute in zu großer Höhe. Erst die Offerte eines österreichischen Veranstalters bot ihm genug Sicherheitsreserven. Dazu gehörte die Gewissheit: Wollte er am Everest führen, war wegen des Sauerstoffmangels in der Todeszone jenseits von 8000 Metern Flaschensauerstoff unerlässlich. „Sonst bist du viel zu sehr mit dir selbst beschäftigt. Du bist langsamer als die Gruppe, musst dich viel zu sehr verausgaben. Wenn du führst, musst du über den Dingen stehen, erkennen können, wenn jemand aus der Gruppe Probleme hat, Umkehrzeiten wahrnehmen und einhalten.“

Die Extrembergsteigerin Carla Perez, die den Everest mit und ohne Flaschensauerstoff bestiegen hat, beschrieb einmal drastisch, wie die Hilfe aus der Flasche die Situation für einen Bergsteiger verändert: „Du wirst jünger, stärker, kraftvoller. Ohne Flaschensauerstoff beginnst du buchstäblich zu sterben.“ Der Blutkreislauf gerate ins Stocken, Kälte und Orientierungslosigkeit nähmen zu, die Koordination werde schwieriger und die Wahrscheinlichkeit größer, einen verhängnisvollen Fehler zu begehen. Der Einsatz von Flaschensauerstoff kann einen Achttausender, was die körperlichen Auswirkungen angeht, in einen Sieben- oder Sechstausender verwandeln – je nachdem, wie viel jemand davon einsetzt.



Bergmensch: Der Allgäuer Luis Stitzinger ist als Profiführer und Expeditionsleiter tätig. Er hat unter anderem neun Achttausender bestiegen.

Abitur und Wehrdienst bei den Gebirgsjägern begann er ein Sport- und Anglistikstudium in München, das er parallel zur Ausbildung zum staatlich geprüften Berg- und Skiführer abschloss. Während des Studiums führte er Touren, Kurse, Expeditionen in aller Welt, die eigenen Klettereien wurden ambitionierter, schwieriger, kühner. Eines war für ihn aber immer wichtig: „Ich wollte alle Berge ohne Flaschensauerstoff versuchen. Auch deshalb habe ich mich langsam gesteigert und lange gewartet, bis ich den ersten Achttausender versucht habe.“ Das war im Jahr 2000: Da erreichte er den Gipfel des Cho Oyu (8188 Meter).

In den Jahren darauf stieg er auf sieben weitere Achttausender, oft mit Ehefrau Alix von Melle, der erfolgreichsten deutschen Höhenbergsteigerin. An Gasherbrum I (8068 Meter), Gasherbrum II (8035 Meter), Broad Peak (8051 Meter), Nanga Parbat (8125 Meter) und Shisha Pangma (8027 Meter) gelangen ihm spektakuläre Skiabfahrten, wie auch am K2 (8611 Meter): Da blieb ihm wetterbedingt der Gipfel zwar verwehrt, er fuhr aber als Erster von der Schulter vor dem Gipfelaufbau auf 7900 Meter über die Kukuczka-Route bis ins Basislager auf 5100 Meter ab.

Luis Stitzinger hat diesen Unterschied selbst erlebt. 2019 stieg er auf der Nordroute bis ins Lager zwei auf 7850 Meter ohne Flaschensauerstoff auf. Die Etappe dorthin fiel ihm weit schwerer als später die zum Gipfel auf 8848 Meter, bei der er zusätzlichen Sauerstoff verwendete. „Du merkst es nicht nur körperlich, du bist auch mental anders auf der Höhe. Ohne Flaschensauerstoff ist man teilweise über 8000 Meter fast wie im Trancezustand unterwegs. Die Wirklichkeit dringt nur gefiltert zu einem durch. Man ist fokussiert auf das Wichtigste, vieles andere bekommt man gar nicht recht mit.“ Was fatale Folgen haben kann.

Stitzinger weiß, er bewegt sich am Everest in einem Spannungsfeld aus Ideologie und Kommerz. „Während ich als Bergsteiger den Berg ohne Flaschensauerstoff besteigen will, würde ich das als Bergführer einer Gruppe gar nicht gut finden, weil es viel riskanter ist, mehr ans Limit geht.“ Er hat versucht, diesen Widerspruch aufzulösen, indem er nach den Besteigungen als Bergführer einen Aufstieg ohne Flaschensauerstoff anschließen wollte. Bisher kam immer etwas dazwischen. Im vergangenen Jahr war es eine Atemwegsinfektion, die er sich auf dem Abstieg eingefangen hatte. Für einen Versuch aus eigener Kraft muss aber alles passen: Wetter, Verhältnisse, eigene Verfassung, Verkehr auf der Route. Dann gibt es keinen Spielraum, etwa um hinter langsameren Bergsteigern zu warten, die mit Flaschensauerstoff unterwegs sind, weil die Gefahr, zu stark abzubauen, in Sturm und Kälte auszukühlen und Erfrierungen zu erleiden, zu groß wäre. Zuletzt waren es daher nur wenige Bergsteiger pro Saison, die den Gipfel ohne Flaschensauerstoff erreichten. Im vergangenen Frühjahr war einer von ihnen der deutsche Profi-Alpinist David Göttler, der im dritten Anlauf erfolgreich war.

Göttler machte danach auch transparent, unter welchen Bedingungen ihm das gelungen war: Er sei zwar alleine unterwegs gewesen, habe aber die eingerichteten Fixseile benutzt und Leitern und Seile im Khumbu-Eisfall, teilte er auf Instagram mit. Für seine Offenheit bekam Göttler viel Zuspruch. Denn die Entwicklung geht längst in eine andere Richtung. Der Einsatz von Flaschensauerstoff wird zunehmend selbstverständlich, bei der Wahl der Mittel sind Everest-Aspiranten oft nicht wählerisch. Manche scheinen sich ganz darauf zu verlassen, dass der Anbieter, die Technik oder die Sherpas schon irgendwie dafür sorgen werden, dass es klappt mit dem Gipfel.

Das Interesse, einmal ganz oben zu stehen, ist ungebrochen, vor allem in Asien. „In Indien und China haben viele gerade erst das Höhenbergsteigen entdeckt, da ist ein echter Hype entstanden“, sagt Stitzinger. Der Anteil asiatischer Kunden steigt, und mit ihnen wachsen die nepalesischen Veranstalter, mit denen sie unterwegs sind. Diese Entwicklung werde weitergehen, schätzt Stitzinger – wenn nicht externe Faktoren wie der Einfluss der Klimaveränderung ohnehin alles verändern: vom Verlauf der Routen wegen zunehmender Gefahr durch Lawinen und Eisstürze bis zum generellen Umgang mit Fernreisen, auch solchen für Lebensträume. Bislang liegt das noch fern: Manche Kunden lassen sich heute nach erfolgreicher Akklimatisierung am Berg schon per Hubschrauber nach Kathmandu ins Fünf-Sterne-Hotel fliegen, um dort abzuwarten, bis sich das passende Wetterfenster öffnet.

Im Alpinismus gibt es kein Regelwerk, keine Vorschriften, wie, wo, wann man einen Berg zu besteigen hat. Jeder hat die Freiheit, seinem eigenen Weg zu folgen, jeder kann entscheiden, wie er unterwegs sein will, solange er niemand anderen gefährdet. Das Erlebnis Everest hat sich verändert, mit teils heiklen Folgen. Man kann das bedauern, aber jedem, der dorthin kommt, ist das bewusst, jeder weiß, was ihn erwartet. Für Luis Stitzinger jedenfalls hat der Mount Everest seinen besonderen Reiz noch längst nicht verloren – vor allem ein Aufstieg ohne Flaschensauerstoff. „Ich würde mir das immer noch wünschen“, sagt er. „Und ich würde das gerne noch einmal ausprobieren.“

Foto: Luis Stitzinger

# DIESES KUNSTWERK KANN JEDER HABEN, ABER NUR 150 BEKOMMEN ES

HANDSIGNIERTE, LIMITIERTE KUNST ONLINE UND IN 22 GALERIEN WELTWEIT



Jens Hausmann Case study house, Aufl. 150, handsigniert  
60 x 120 cm (weitere Größe verfügbar)  
Edition Nr. JHA25, 1.149 €

LUMAS ART EDITIONS GmbH, Ernst-Reuter-Platz 2, 10587 Berlin.  
Änderungen und Irrtümer vorbehalten. © living4media

LUMAS.COM

BERLIN · LONDON · MIAMI · NEW YORK · PARIS · SAN FRANCISCO · WIEN · ZÜRICH  
DORTMUND · DÜSSELDORF · FRANKFURT · HAMBURG · HANNOVER · KÖLN  
MANNHEIM · MÜNCHEN · STUTTGART

THE LIBERATION OF ART

LUMAS

# FRAU FÜR

Die Schauspielerin Isabelle Huppert macht es sich in ihren Rollen nicht bequem. Auf diesen Seiten trägt sie Männermode.

*Styling Natalie Manchot,  
Fotos Driu & Tiago,  
Interview Annabelle Hirsch*



Hose von Alexander McQueen, Loafer von Unitizer

# AMBIVALENZEN



Mantel von Balenciaga, Kaschmirpullover von Il Sander (über den Onlineshop Yoox), Hose von Giorgio Armani Homme, Handschuhe von Gucci, Ohrringe von Coda





„ÜBER ROLLEN KONFRONTIERE ICH MICH MIT MIR SELBST.“



**Fotos:** Driu & Tiago **Styling:** Natalie Manchot  
**Styling-Assistenz:** Eva Müller-May, Naomi Safraoui  
**Foto-Assistenz:** Paolo Caporetto **Haare:** Rudy Martins  
 (Wall Group) **Make-up:** Morgane Martini (Wall Group)  
**Maniküre:** Huberte Cesarion (MFT) **Produktion:** H&K  
 Monique Kouznetzoff

Fotografiert am 11. Oktober 2022 in Paris

Ledermantel von Prada, Kaschmirpullover von Jill Sander (über Yoox), Armband von Thomas Jürgens Juwelenschmiede

Mantel von Saint Laurent Homme, T-Shirt von Petit Bateau, Ohrringe von Thomas Jürgens Juwelenschmiede

Cape und Hose von Saint Laurent Homme, T-Shirt von Petit Bateau, Ring von Coda, Ohrringe von Thomas Jürgens Jewelenschmiede



## „ICH FINDE MEINE ROLLEN IN MEINEN SCHUHEN.“

Mitte Dezember im ungewöhnlich kalten Paris. Auf den Straßen rund um die hell erleuchtete Place Saint-Sulpice im 6. Arrondissement huschen Menschen über das Trottoir, die Schultern nach oben gezogen, die Mäntel vor dem Hals zugehalten. Die französische Schauspielerin Isabelle Huppert hat zum Interview in das unter Pariser Kulturschaffenden beliebte Hôtel de L'Abbaye eingeladen. Doch vorerst ist sie in diesem plüschigen Interieur nicht zu erblicken. Sie habe Verspätung, lässt sie ausrichten, sie entschuldige sich. Als Isabelle Huppert schließlich in einem weiten Pelzmantel mit Mütze und Sonnenbrille, bis zur Unkenntlichkeit verpackt, erscheint und sich erst einmal aus ihren vielen Schichten bis zu ihrem schmalen Selbst herauschält, wirkt sie genau so, wie man sie sich immer vorstellt: auf dem Sprung, in Eile. Sie komme gerade von einer Anprobe für einen kommenden Film mit dem französischen Regisseur André Téchiné. Sie nippt an ihrem schwarzen Tee mit Milch, lehnt sich zurück und wirkt, man glaubt es kaum, zum Plaudern aufgeleget.

*Frau Huppert, wir wollen zum Einstieg ein wenig über Mode sprechen. Sie haben einmal gesagt, dass die Mode Sie nur interessiere, wenn es um eine Rolle gehe. In letzter Zeit scheint es, als hätte sich Ihr Verhältnis zur Modewelt intensiviert. Interessieren Sie sich mehr dafür als früher?*  
Ich weiß nicht, ob ich mich mehr dafür interessiere, ich glaube eher, die Modewelt interessiert sich mehr für mich. Aber da bin ich ja nicht die einzige. Viele Schauspielerinnen sind zeitweise mit Modehäusern verbunden.

*Richtig. Nur reichen diese Verbindungen bei den meisten weiter zurück. Catherine Deneuve ist zum Beispiel seit Jahrzehnten mit dem Haus Yves Saint Laurent verbunden. Bei Ihnen kam es erst in den vergangenen Jahren zu Kooperationen wie der mit Balenciaga.*

Das stimmt, es gibt auch die sehr schöne Beziehung zwischen Audrey Hepburn und Hubert de Givenchy. Bei mir kam es später. Ich denke, das Verhältnis zwischen Kino und Mode ist in letzter Zeit insgesamt enger geworden.

*Woran liegt das Ihrer Meinung nach?*

Ich denke, es hängt damit zusammen, dass man den Film heute anders zelebriert, aufwendiger. Etwa bei Filmfestivals. Das sind rituelle Momente, in denen die Branche sich trifft und sich darstellt. Die Modehäuser stellen sich für diese Augenblicke in unseren Dienst und helfen uns, uns schöner zu fühlen.

*Wie würden Sie Ihr Verhältnis zur Mode beschreiben?*

Ich denke, Mode ist ein Luxus. Es ist mit ihr wie mit allen kleinen Freuden des Lebens: Sie erfüllt nicht unbedingt einen Zweck, man braucht sie nicht, weniger als Kuchen, der einen ja zumindest ernährt, aber sie macht Freude. Deshalb wird man ab und zu schwach und gibt sich dieser Freude hin.

*Für Sie ist es also eine Schwäche?*

Nein, das ist das falsche Wort. Es ist keine Schwäche, es ist, sagen wir, eine flüchtige Freude.

*Gerade kommen Sie von einer Anprobe für einen Film, später stehen Sie im Theater auf der Bühne. Wie unterscheidet sich die Bedeutung der Mode oder des Kostüms an diesen Orten?*

So pauschal kann man das nicht sagen, sie ist sicher anders, aber in beiden Fällen ebenso essentiell. Nehmen wir den Film, für den ich vorhin die Kostüme probiert habe: Ich spiele darin eine Kommissarin, die an einem Wendepunkt ihres Lebens steht. Es ist sehr zeitgenössisch, sehr realistisch, man könnte meinen, das sei besonders einfach, aber es erfordert ebenso viel

Recherche und Nachdenken wie, sagen wir, ein Kleid für einen Kostümfilm. Der Moment der Anprobe ist darüber hinaus besonders wichtig und interessant: Es ist der erste Augenblick, in dem die Figur sich langsam abzeichnet. So wie auch der Zuschauer später durch die Kleidung die ersten Indizien empfangen wird. Sie definiert die Figur, sie vermittelt auf Antrieb Informationen. Manchmal auch zu viele.

*Wie meinen Sie das?*

Vor kurzem habe ich einen Film gesehen, bei dem ich dachte: Hier sagt die Kleidung zu früh zu viel. Das hat mich gestört.

*Welcher Film war das?*

Das kann ich Ihnen natürlich nicht sagen.

*Sie haben vor Kurzem einmal gesagt, man finde seine Rolle in seinen Schuhen. Können Sie das erklären?*

Diesen Satz habe ich mir von der Regisseurin Chantal Akerman abgeschaut. Lustig, dass Sie danach fragen, ich habe heute Morgen im Radio eine Sendung über sie gehört. Ihr Film „Jeanne Dielman“ wurde ja gerade zum besten Film aller Zeiten gewählt...

*Die Zeitschrift „Sight and Sound“, vom britischen Filminstitut herausgegeben, kürt alle zehn Jahre den besten Film aller Zeiten. 2022 fiel die Wahl auf „Jeanne Dielman“.*

Das hat mich gefreut. Aber zurück zu den Schuhen: Chantal hat auf die Frage, wo sie eigentlich die Ideen für ihre Figuren finde, einmal geantwortet: „In my shoes.“ Das fand ich gut, darum sage ich auch: Ich finde meine Rollen in meinen Schuhen. Zumal es auch ein wenig stimmt: Schuhe sind sehr wichtig. Man bewegt sich ganz anders, je nachdem was für ein Exemplar man trägt. Absätze verleihen einem eine ganz andere



Haltung als flache Sohlen. Denken Sie zum Beispiel an „Die Pianistin“: Sie musste flache Schuhe tragen. Es wäre unmöglich gewesen, sie auf Absätzen zu spielen. Verstehen Sie, was ich meine?

*Ich denke schon. Sie haben viele Kostüme behalten. Gibt es da welche, die Ihnen besonders am Herzen liegen?*  
Ich mochte die Roben in „Die Kameliendame“ von Mauro Bolognini sehr, allerdings habe ich die nicht behalten. Sie hätten meinen Schrank gesprengt, und außerdem gehören sie dem Haus Tirelli. Kennen Sie das?

*Nein, leider nicht.*

Das ist ein sehr bedeutendes Couture-Haus in Italien, das fast alle Kostüme für den italienischen Film anfertigt. Überhaupt ist die Herangehensweise an das Kostüm in italienischen Produktionen besonders. Das ist eine der großen Freuden am Drehen in Italien: das Verhältnis zur Mode.

*Wie ist das in Deutschland?*

Ich habe gar nicht so viel in Deutschland gedreht. Eigentlich immer nur mit Werner Schroeter, und der arbeitete immer mit einer französischen Kostümiere zusammen, Alberte Barsacq, ein großes Talent. Wenn Sie jetzt aber den deutschen Stil meinen, wenn das Ihre Frage ist, dann muss ich kurz nachdenken ... Vielleicht könnte man sagen, dass darin eine gewisse Strenge liegt.

*Wahrscheinlich, ja.*

Ich glaube, man merkt selbst bei unserem Shooting, dass es für Deutschland ist. Ich weiß gar nicht, wie ich das sagen soll, aber ich denke, es hat etwas mit einer Liebe für klare Linien zu tun, mit, sagen wir, etwas Puristischem.

*Apropos Shooting: Es heißt, Sie hätten großen Spaß daran, Fotostrecken zu schießen. Gibt es eine Parallele zwischen einem solchen Intermezzo als Model und Ihrem Beruf? Können Sie aus der Übung etwas mitnehmen?*

Nein, überhaupt nicht. Das Foto ist starr, das Kino bewegt, da gibt es meiner Meinung nach keine Verbindungspunkte. Wobei es natürlich auch immer darauf ankommt, ob es sich um Modefotografie oder Kunstfotografie handelt, ob es im Studio oder außerhalb dieses Rahmens stattfindet.

*Haben Sie viel Kunstfotografie gemacht?*

Ja, ich habe früher häufig mit den Fotografen der sogenannten humanistischen Fotografie zusammengearbeitet: mit Henri Cartier-Bresson, Willy Ronis, Édouard Boubat. Da gab es eine etwas größere Nähe zu meinem Beruf, insofern als dass diese Fotografen mich in der Welt, wie sie sie darstellen wollten, einzeichneten. Es gibt diese Anekdote, als Roberto Rossellini zum ersten Mal mit Ingrid Bergman drehte und sie mit seiner Herangehensweise etwas verwirrte: Aus Hollywood kommend war Bergman daran gewöhnt, dass man ihr Anweisungen gibt, und war etwas verloren. Also sagte Rossellini zu ihr: Bewege dich, damit ich filmen kann, was um dich herum passiert. Mit diesen Fotografen war es so ähnlich. Robert Doisneau ging zum Beispiel mit mir ins Café, um zu fotografieren, was um mich herum passierte. Wir gingen auch viel spazieren. So wie mit Édouard Boubat und Jacques-Henri Lartigue. Cartier-Bresson kam einfach zu mir nach Hause.

*Das klingt ein bisschen wie das, was Sie einmal über Ihre Arbeit mit Claude Chabrol gesagt haben: Wir haben Zeit miteinander verbracht, die Filme entstanden fast nebenbei. Das stimmt, es war ein bisschen so. Wobei ich denke, dass es mit großen Regisseuren oft so läuft. Einen Film zu machen, das ist ein bisschen wie einen Baum zu pflanzen. Man lässt ihn wachsen und gedeihen, und am Ende pflückt man die Frucht und isst sie. Oder nein: Der Zuschauer isst sie. Wenn sie gut schmeckt, gefällt es ihm, wenn nicht, dann nicht. Wissen Sie, vor dem Dreh hat man so viel diskutiert, so viel überlegt, diese ganze Maschine in Gang gebracht, sodass der Film am Ende,*

wenn die Kamera läuft, fast wie von selbst entsteht. Das klingt sicher komisch, aber es stimmt. Manchmal staune ich sogar selbst, wenn ich das Endergebnis sehe. Ich frage mich dann oft: Wie konnte ich das alles machen? Die Antwort ist: Weil ich nicht darüber nachgedacht habe, weil es wie ohne mein Zutun passiert ist.

*Der Schauspieler Lars Eidinger sagte letztes über Sie, dass Sie in Ihren Rollen sehr viel von sich preisgeben. Auch Sie erzählen häufig, Sie würden über Ihre Filme eine Art*



Oberweil und Gürtel von Louis Vuitton, Kaschmirpullover von Jil Sander (über Yoox), Hose von Neusi Dojaka (über Yoox).

*Autobiographie schreiben. Ist das nicht konträr zum Beruf der Schauspielerin, die hinter ihrer Figur verschwinden soll?*  
Ich denke, da gibt es zwei Herangehensweisen: Es gibt die Schauspieler, die sich mit der Figur konfrontieren, und die Schauspieler, die sich über Rollen mit sich selbst konfrontieren. Ich gehöre eher zur zweiten Kategorie. Im Theater ist es vielleicht ein bisschen schwieriger, das zu tun, besonders wenn es um klassische Rollen geht, aber insgesamt denke ich, dass dieser Beruf auch eine Art ist, sich selbst preiszugeben. Ich identifiziere mich keine Sekunde mit meinen Rollen, ich habe absolut nichts mit ihnen gemein.

*Im vergangenen Jahr wurde Ihnen auf der Berlinale ein Preis für Ihr Lebenswerk verliehen. Haben Sie den Eindruck, ein Werk geschaffen zu haben?*

Es kommt darauf an, was man unter dem Begriff versteht. Auch da könnte man sicher sagen, dass es eher Regisseure sind, die ein Werk schaffen, weil sie mehr Verantwortung dafür tragen, was man sieht. Dann

## Isabelle Huppert

Isabelle Huppert ist eine der erfolgreichsten französischen Film- und Theaterschauspielerinnen. Ihre Anfänge liegen in den Siebzigerjahren, unter anderem mit Claude Chabrol, der sie zu seinen Lieblingsdarstellerinnen zählte. Später drehte sie mit Werner Schroeter, Michael Haneke, François Ozon und Paul Verhoeven. Huppert war bislang 16 Mal für den französischen Filmpreis César nominiert, gewann den Preis der besten Hauptdarstellerin bei den Filmfestivals von Cannes, Venedig und Berlin und mehrmals den europäischen Filmpreis. Für ihre Rolle in „Elle“ wurde sie mit dem Golden Globe ausgezeichnet und für den Oscar nominiert. Im vergangenen Jahr ehrte sie die Berlinale mit dem Goldenen Bären für ihr Lebenswerk. In fünf Tagen, am 16. März, wird sie 70 Jahre alt.

wiederum suche ich die Filme, die ich mache, und die Regisseure, mit denen ich arbeite, genau aus. Das ist auch eine Form der Verantwortung. Für mich ist jeder neue Film ein Puzzelstück im Gesamtbild, sie werden alle durch mich miteinander verbunden.

*Sie drehen viel. Wie viele Drehbücher weisen Sie im Jahr ab?*  
Sehr wenige. Zumindest wenige, die es wert sind, gedreht zu werden. Da werden ihnen alle Schauspielerinnen und Schauspieler das gleiche sagen: Wir wachen nicht jeden Morgen auf einem Stapel guter Drehbücher auf.

*Wie entscheiden Sie, ob ein Drehbuch es wert ist?*

Ich mag es, mit Rollen in Ecken zu gehen, die unbequem sind. Wenn es etwas gibt, was meine Filme verbindet, ist es der Gedanke, dass man über fast alles lachen oder zumindest zu fast allem eine gewisse Distanz aufbauen kann. Ich finde das sehr wichtig, es nimmt Schwere raus. Meiner Meinung nach fehlt das heute vielen Filmen. Es gibt eine Tendenz dazu, eher im Seichten, Freundlichen zu verweilen, das interessiert mich weniger.

*Weil die Rollen an Komplexität verlieren?*

Ja, unter anderem. Ambivalenzen interessieren mich sehr. Wobei das Strahlen, die Schönheit eines Gefühls, auch etwas Wunderbares sein kann, es ist nur viel schwieriger, damit nicht in etwas Seicht-Liebliches abzurutschen. In Bezug auf die Komplexität, die Sie ansprechen, denke ich zum Beispiel gerne an „Eine Frauensache“ von Claude Chabrol. Meine Figur, die letzte hingerichtete Engelmacherin Frankreichs, war auf der einen Seite das tragische Opfer ihrer Zeit, wird aber auch als sehr berechnende und käufliche Frau dargestellt. Chabrol macht sie nicht zu einer Heldin, einfach weil es falsch wäre. Die Zeit, in der sie lebte, gab ihr gar nicht die Möglichkeit dazu, eine Heldin zu sein.

*Man sagt oft, dass es für Schauspielerinnen von Mitte 40 an schwierig sei, interessante Rollen zu ergattern. Bei Ihnen scheint das nicht der Fall zu sein. Wie erklären Sie sich das?*

Ich muss gestehen, dass ich mich mit dieser Frage etwas schwertue.

*Warum?*

Weil ich finde, dass die Art und Weise, wie man Frauen dazu befragt, sie nahezu löchert, oft sehr problematisch ist und nicht selten etwas obszön und in gewisser Weise fast ebenso misogyn wie das, was man mit diesen Fragen angeblich anprangern will.

*Aber ist es denn nicht so, dass es schwieriger ist, von einem gewissen Alter an interessante Rollen zu bekommen?*

Bestimmt. In meinem Fall, wie Sie ja schon sagten, eher nicht. Wobei ich mich auch da frage: Was versteht man unter interessanten Rollen? Man sagt heute zum Beispiel gerne, dass man komplexere Rollen für Frauen schafft als früher. Wenn man sich aber mal in der Filmgeschichte umschaut, wird man feststellen, dass zum Beispiel die Rollen für Frauen in frühen Hollywoodfilmen, in der Zeit vor dem „Hays Code“, wahnsinnig spannend und komplex und frei waren.

*Der „Hays Code“ war eine Sammlung moralischer Grundsätze, an die sich die amerikanischen Produktionsfirmen von 1930 an zunächst auf freiwilliger Basis und von 1934 an verpflichtend zu halten hatten.*

Um an die Zukunft des Kinos zu glauben, muss man seine Geschichte kennen.

*Ihr Sohn und Ihr Ehemann betreiben drei Kinos in Paris, in denen hauptsächlich restaurierte Filme gezeigt werden. In Frankreich ist man derzeit sehr um die Zukunft des Kinos besorgt, die Zuschauerzahlen schwinden dramatisch, man hört regelmäßig, bald sei es aus. Wie sehen Sie das?*  
In unseren Kinos läuft es tatsächlich sehr gut, allerdings ist es ein spezielles Programm, ein Repertoire-Kino, in dem vor allem Filmklassiker oder zumindest keine ganz neuen Filme laufen. Insgesamt möchte ich diesen pessimistischen Stimmen aber nicht unbedingt folgen. Das Kino hat noch viel zu sagen.

# DER PERFEKTE MERINO-JOGGINGANZUG



JETZT SCANNEN UND DIE KOLLEKTION ENTDECKEN

Joes Jogging-Kollektion ist purer Luxus, hergestellt aus innovativer Corespun-MerinoWolle. Für den morgendlichen Gang zum Bäcker, eine intensive Trainingseinheit oder für den faulen Tag auf dem Sofa. Perfekt zum Sport, genauso perfekt zum Nichtstun! Die Joe Jogging-Kollektion besteht aus 5 Modellen: Sweatpants, Sweatshirt, Sweathoodie, Sweatvest und Sweatshorts. Erhältlich in 13 Farben in den Größen S – XXXL. Sweatpants und Sweatshorts sind ebenfalls in Extra Long erhältlich.

Bestellen Sie online oder besuchen Sie uns in einem unserer Stores. Versand und Rücksendungen sind kostenlos.



## JOEMERINO.COM

Luxury Merino Knits for Men

AMSTERDAM  
Kerkstraat 167-171

ANTWERPEN  
Kloosterstraat 28

DÜSSELDORF  
Kasernenstraße 14

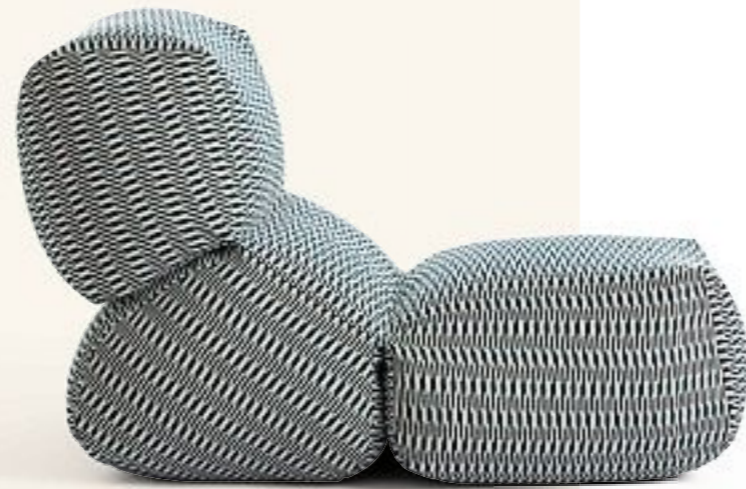
DEN HAAG  
Mall of the Netherlands

**KEIR**

Wie zufällig aufeinandergelegte Kieselsteine wirken die Tische und Stühle von Enzo Berti. Der italienische Designer, Jahrgang 1950, hat die drei oder auch zwei runden Elemente aus Marmor oder Holz allerdings fest durch ein Stück Metall verbunden. Um diese Säule in ihrem Inneren können sie rotieren. Zu einem flachen Beistelltisch wird der Entwurf (Kreoo) durch eine Glasplatte, die auf drei Beinen liegt. Sie werden jeweils aus zwei kleineren Steinen gebildet.

**COCO**

Was aussieht wie Origami, wurde auch durch ein beliebtes Papierspiel aus Lateinamerika inspiriert: Comecocos, bei uns bekannt als Himmel oder Hölle. Den Entwurf vom Designstudio MUT (Alberto Sánchez und Eduardo Villalón) aus Valencia hat die Koblenzer Marke Ames der gebürtigen Kolumbianerin Ana Maria Calderón Kayser herausgebracht. Das Innere des Sitzwürfels, den es auch als Fußhocker und Tisch gibt, besteht aus Schaumstoff. Der Bezug ist aus gefärbtem Acrylgarn, das Textil wird in der Region Bolívar im Norden Kolumbiens von Hand gewebt.

**GRAPY**

Noch ein Möbel, dass es von drinnen nach draußen geschafft hat. Dafür hat Kensaku Oshiro einfach die Materialien ausgetauscht, so dass der Bezug jetzt zum Beispiel wasserdicht ist. Der Japaner, der nach dem Studium zunächst für Piero Lissoni, dann für Barber Osgerby arbeitete, führt seit 2015 sein eigenes Studio in Mailand. Inspiration für sein Werk, sagt Kensaku, sei ein Farmer gewesen, der auf einem Jutesack saß. Sein Sack ist dreigeteilt und damit flexibel, er wird von der Marke Gan in Orange, Gelb und Blau angeboten.

**DAYDREAM**

Ein Bett wie aus „Tausendundeine Nacht“ schwebte dem amerikanischen Designer Richard Frinier bei seinem Entwurf vor. Auf ihm soll man sich fühlen wie bei den magischen fliegenden Teppichfahrten am sternenklaren Nachthimmel, von denen in der Sammlung morgenländischer Erzählungen geschrieben steht. Daraus wurde ein Tagesbett mit einem Baldachin. Die Oberflächen sind aus einer wetterfesten Faser, die das Lüneburger Unternehmen Dedon eigens entwickelt hat, und von Hand gewebt. Der inzwischen gut 20 Jahre alte Entwurf wurde nun in der Farbe Citrin neu aufgelegt.

FOTOS: UNTERNEHMEN

# ALLES MUSS RAUS

Von Peter-Philipp Schmitt

Die Tage werden wieder länger und wärmer. Höchste Zeit, schöne neue Möbel für Garten, Terrasse und Balkon zu kaufen.

**PARADISE BIRD**

Vor drei Jahren brachte die österreichische Marke Wittmann eine Kollektion von Möbeln auf den Markt, die Luca Nichetto erarbeitet hat. Dazu gehören auch Polstersessel, die von einem senkrecht stehenden Metallgitter umrahmt werden. Für die Outdoor-Variante wählte der Venezianer nun strapazierfähige und UV-beständige Seile, die um ein pulverbeschichtetes Aluminiumgestell geflochten werden. Die Verarbeitung übernimmt die italienische Manufaktur Ethimo. Den Unterbau gibt es in zwei Grautönen: Lava Grey und Light Grey.

**AUGUST**

Ein wenig breiter und ein wenig tiefer sind die Produkte dieser Kollektion von Vincent Van Duysen. Der Belgier hat sich vom einfachen Leben in einem Kloster inspirieren lassen. Dementsprechend sind die Stühle, Tische und Hocker, die er nun auch noch durch eine Bank für die Marke Serax ergänzt hat, aus schlichtem Aluminium. Das Metall gibt es mit schwarzer, graugrüner oder eukalyptusgrüner Pulverbeschichtung. In Form bringt die Teile ein Roboter. Als Ergänzung gibt es Kissen in Schwarz, Grün oder Weiß, die mit Lederriemen befestigt werden können.

**HASHI**

Der Name bedeutet im Japanischen Esstäbchen, und von diesen hat sich Federica Biasi auch inspirieren lassen. Der Schaukelstuhl hat eine Basis aus Holz und Stahl, Sitzfläche und Rückenlehne sind aus Polyester, das zusätzlich mit PVC bezogen ist. Das Gewebe ist leicht strukturiert. Das schon im Jahr 1882 gegründete italienische Familienunternehmen Gervasoni bietet es in Weiß, Rot und Grau an.

**PALLAS**

Der Tisch ist 20 Jahre alt, und er konnte auch damals schon im Freien stehen. Denn Platte wie Beine sind aus gefalztem, pulverbeschichtetem Stahlblech gefertigt. Da der Entwurf von Konstantin Grcic für das Münchner Unternehmen Classicon nur 75 Zentimeter breit ist, sitzt man sich an ihm sehr nah gegenüber. Was gewollt ist. Neu ist die Farbe für diese Jubiläumsausführung, die sich British Racing Green nennt. Die Outdoor-Variante ist zudem mit verzinkter und pulverbeschichteter Oberfläche mit Feinstruktur erhältlich.

**AMBIENT SOL**

Ein Sonnenschirm, der selbst Licht spendet: Das ist der eigentliche Schattenspender des Dänen Henrik Pedersen. Auch durch das von Hand geflochtene Dach dringt tagsüber ein wenig Licht, abends strahlt dann die LED-Leuchteinheit darunter. Pedersen, der Modedesign studierte, hat schon eine Vielzahl von Produkten für die Marke Gloster erarbeitet, die in den Sechzigerjahren in Westafrika gegründet wurde und über Indonesien in die Outdoor-Möbelstadt Lüneburg kam.

**CACAO**

Auf den ersten Blick fällt nicht auf, dass auf dem Aluminiumgestell eine aufblasbare Luftmatratze aus PVC liegt, die zu Wasser gelassen werden kann. Das funktionale Tagesbett hat das Designerduo Odosdesign (Luis Calabuig und Ana Segovia) aus Valencia entworfen, für die noch junge reine Outdoor-Marke Diabla. Sie ist Teil der spanischen Gandia-Blasco-Gruppe. Das Familienunternehmen, das früher Decken produzierte, hat sich seit den späten Neunzigerjahren unter José Antonio Gandia-Blasco Canales zunehmend auf Möbel für Gärten, Balkone und Terrassen spezialisiert.

**OTTAVIA**

Seit mehr als 40 Jahren prägt Antonio Citterio die Designhandschrift der Marke Flexform. Citterio, 1950 in Meda geboren, ist eigentlich Architekt, doch auch im Produkt- und Möbeldesign zu Hause. Sein neuestes Werk ist ungewöhnlich minimalistisch: ein Metallgestell, um das er eine Schnur aus Polypropylen geflochten hat. Die Bespannung erfolgt per Hand, fast alle Teile lassen sich wiederverwerten. Es wird empfohlen, den Stuhl mit einer Schutzhülle abzudecken, damit er sein ursprüngliches Aussehen langfristig bewahrt.

**WOODLOUNGER**

Voihoiz heißt die Manufaktur des gelernten Zimmerers und ehemaligen Dachdeckers Georg Wasensteiner. Er hat sie 2016 in Jachenau im oberbayerischen Landkreis Bad Tölz-Wolfratshausen gegründet. Überwiegend schreint er Bänke und Tische aus heimischen Hölzern, doch auch „aus da Reih“ entsteht etwas. Diese Liege etwa, die sich ganz einfach in der Mitte auseinanderklappen lässt. Sie ist höhenverstellbar und aus Lärchenholz gefertigt. Der niederländische Hersteller Weltevree liefert sie mit einem dazu passenden Kissenet.

**NANÀ**

Wie ein Nest soll der Sessel aussehen, sein Name erinnert zudem an ein Wiegenlied, mit dem Kinder von ihren Eltern in den Schlaf gesungen werden. Für den Entwurf zeichnet das Design Studio der italienischen Marke Unopiù verantwortlich, die 1978 in Etrurien gegründet wurde. Die Struktur ist aus graphitfarben lackiertem Eisen gefertigt, der kegelförmige Sitz aus einer handgeflochtenen Kunstfaser, die stabil und robust genug ist, um auch Sonne und Regen zu trotzen.

**U.K.U.**

Unterkonstruktion unten klingt nicht unbedingt nach einem funktionalen Outdoor-Möbelsystem. Darum hat Volker Weiß für seinen Entwurf auch die Abkürzung gewählt. Die Bank kann bis zu sechs Sitzplätze haben, die metallenen Rückenlehnen werden einfach eingesteckt. Als Holz wählte der Designer aus Krefeld für seine Marke volkerweiss heimische Esche, die thermisch behandelt ist und damit länger hält. Auch die Kissen können im Freien bleiben, nicht etwa weil sie wasserdicht, sondern weil sie komplett wasserdurchlässig sind. Die Feuchtigkeit geht, wie sie kommt.

**ISLA**

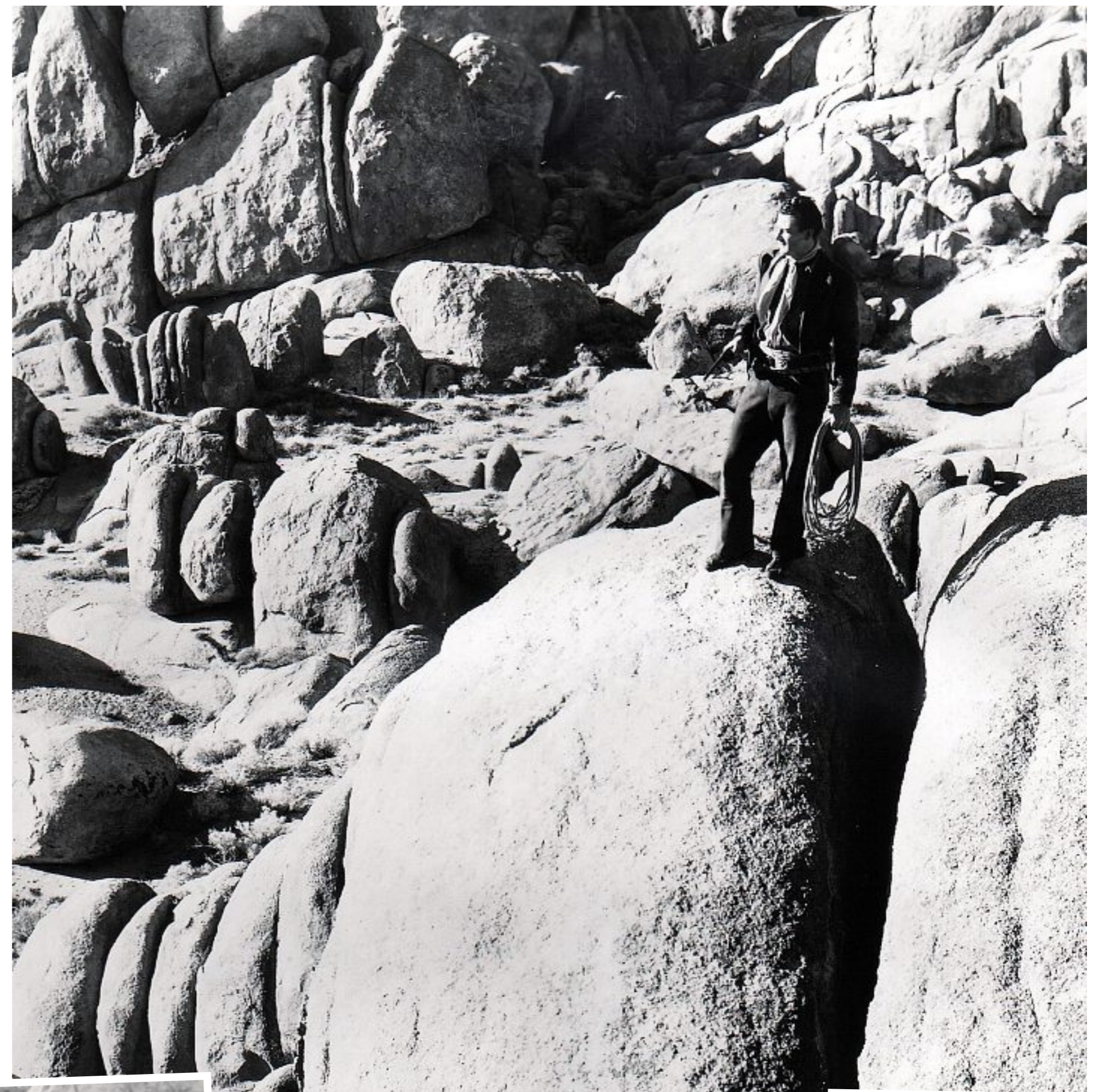
Draußen, sagt Sebastian Herkner, ist das neue Drinnen. Was nichts anderes heißt, als dass Outdoor und Indoor sich immer mehr vermischen. Dazu passt der dank seines Griffs auch tragbare Beistelltisch, den der Designer aus Offenbach für die spanische Marke Gandiablasco entwickelt hat. Der Unterbau ist aus pulverbeschichtetem Aluminium, wodurch das Möbel leicht ist. Die Platte bietet der Hersteller in Iroko an, einem Hartholz, das aus den Tropenwäldern Afrikas kommt, oder in dem ultrakompakt verpressten Steingemisch Dekton der Firma Cosentino.



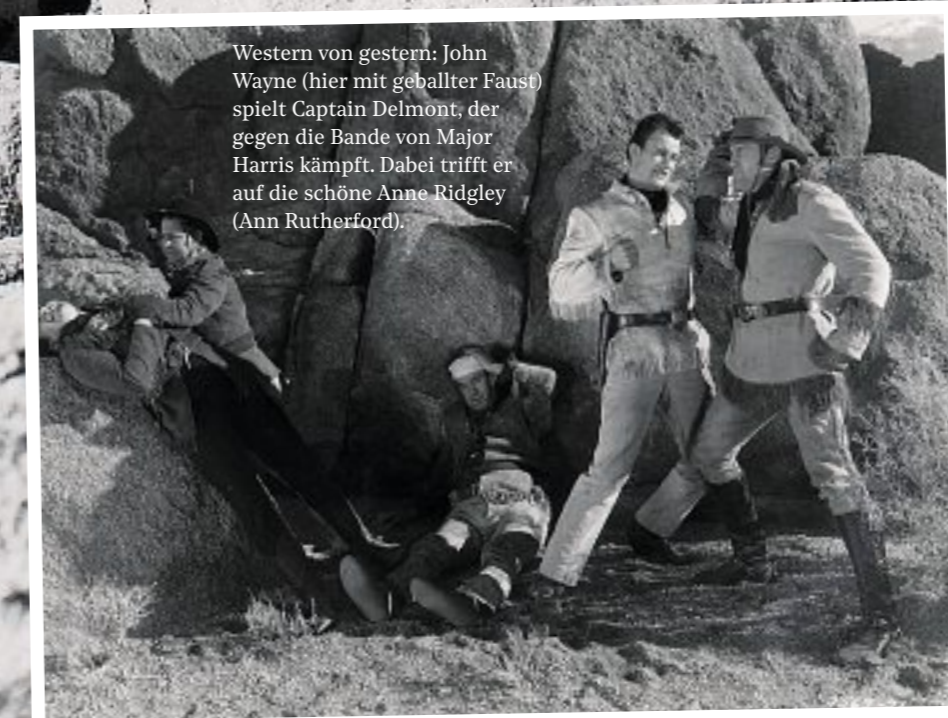
# IM WESTEN WAS NEUES

John Wayne war der Held in vielen Western. Doch der 1936 entstandene Film „The Oregon Trail“ gilt als verschollen. Unsere Autorin hat sich auf die Suche gemacht – und zumindest einige Fotos aus dem Klassiker gefunden.

Von Christiane Heil



Western von gestern: John Wayne (hier mit geballter Faust) spielt Captain Delmont, der gegen die Bande von Major Harris kämpft. Dabei trifft er auf die schöne Anne Ridgley (Ann Rutherford).





Westernstadt Lone Pine: Dutzende B-Movies, aber auch Quentin Tarantinos „Django Unchained“ wurden in der Kleinstadt gedreht.



// Ganz verloren ist auch dieser verlorene Western nicht. In Klarsichthüllen stecken 21 Schwarzweißbilder, die John Wayne als Captain Delmont zeigen. //

## LONE PINE?

Der Name auf dem Ortsschild, der nach ein paar Stunden auf Kaliforniens Highway 395 auftaucht, ist mir neu. Die Main Street mit den historischen Holzfassaden, die schneebedeckten Gipfel der Sierra Nevada und die Granitfelsen der Alabama Hills, die da beginnen, wo die Wohnhäuser der Kleinstadt aufhören, wirken dagegen unerwartet vertraut – obwohl ich das erste Mal im Owens Valley unterwegs bin. Beim Check-in im Dow Hotel schräg gegenüber von Saloon und Gemischtwarenladen klärt John Wayne das Rätsel auf – als Porzellanbüste, als Zeichnung, auf Öl, mal mit Cowboyhut, mal ohne. „John Wayne war hier Stammgast. Bei den Dreharbeiten seiner Western hat er hier gewohnt“, sagt die Rezeptionistin Sarah und verweist auf die Messingtafel neben dem Eingang. Das Dow Hotel, steht dort zu lesen, wurde 1923 gebaut, um Filmcrews zu beherbergen, auch Westernhelden wie Tom Mix, Gene Autry und Roy Rogers. Als die Produktionsfirma Republic Pictures 1935 das erste Mal nach Lone Pine kam, brachte sie ebenfalls Cast und Crew dort unter, samt ihrem Nachwuchstalent John Wayne. Der Rest ist Westerngeschichte.

Lone Pine, benannt nach einer einsamen Kiefer, die längst nicht mehr steht, ist häufiger in Cowboysagas zu sehen als wohl jeder andere Ort der Vereinigten Staaten. Häufiger als das Monument Valley mit seinen in den Himmel ragenden roten Sandsteinformationen, die Teton Range in Wyoming oder Moab, bekannt für zahllose Canyons, Felstürme und Hochebenen. Hollywood entdeckte den entlegenen Flecken eher zufällig. Wie man erzählt, machte ein Filmproduzent in Lone Pine halt, als er vor mehr als 100 Jahren von Los Angeles aus gen Norden fuhr. Für „The Round-Up“, einen Stummfilmwestern mit Roscoe „Fatty“ Arbuckle, wurde der Handelsposten wenig später zum ersten Mal zur Kulisse. Seit 1920 drehte Hollywood mehr als 500 Mal in Lone Pine und den Alabama Hills: Dutzende B-Movies mit geringem Budget, Fernsehfilme, aber auch größere cineastische Würfe wie „Der Scharfschütze“ und Quentin Tarantinos „Django Unchained“.

Für John Wayne wurde die Kleinstadt zur zweiten Heimat. Allein für Republic Pictures ritt „The Duke“, wie er auch heute noch in Lone Pine heißt, 13 Western lang durch die Felslandschaft. Am Computer in der Lobby des Dow Hotels, unter seinen strengen Augen, die in Öl verewigt sind, suche ich nach den Titeln der Produktionen: „West-

wärts“, John Waynes Racheepos aus dem Jahr 1935 gehört dazu, Mack V. Wrights „Winde der Wildnis“ und der Film „Der Bandit von Wyoming“, in dem er als eine Art amerikanischer Robin Hood Ranchern beim Kampf gegen korrupte Politiker zur Seite steht. Bei dem Titel „The Oregon Trail“, Jahrgang 1936, wird es mysteriös. Weder auf der Website der Library of Congress noch bei Martin Scorseses Filmstiftung gibt es eine Spur des Westerns, den Wayne sechs Jahre nach seiner ersten Hauptrolle in „Der große Treck“ und drei Jahre vor dem Postkutschendrama „Stagecoach“ drehte. Ein Anruf bei Robert Sigman, früher Chef von Republic Pictures, klärt das Rätsel nicht auf. Im Gegenteil. „The Oregon Trail“ ist verschollen“, sagt Sigman. Und setzt noch einen drauf. „Als einziger Film der Westernikon.“

Wie die Autorin bei einer Fahrt von Los Angeles nach Las Vegas, so kam auch Sigman vor 30 Jahren zufällig nach Lone Pine. Als der Filmmanager damals auf dem Rückweg von Mammoth südlich der Kleinstadt kampierte, unterhielt sich seine Tochter mit Bewohnern. Sie erzählte, ihr Vater habe gerade bei Republic Pictures, bekannt für Western und ihren Star John Wayne, in Los Angeles angeheuert. Sofort machte sich Aufregung breit. „Die Leute wollten mich unbedingt kennenlernen. Für mich war Lone Pine damals Neuland, für sie Hollywoods Backlot“, erinnert sich der Fünfundsechzigjährige. Heute pendelt Sigman zwischen Virginia und Kalifornien, engagiert sich für Lone Pines jährliches Filmfestival und leitet das Museum of Western Film History an der Main Street. Durch die deckenhohen Fenster seines Büros blickt der Filmmanager auf eines seiner Lieblingsmotive, Mount Whitney. Westernfans kennen den 4421 Meter hohen Gipfel, den höchsten des Landes außerhalb von Alaska, als Kulisse. Auch in John Waynes verlorenem „The Oregon Trail“ soll der schneebedeckte Berg zu sehen gewesen sein.

Eigentlich, sagt Sigman, sind „lost films“ keine Seltenheit. Bis Anfang der Fünfzigerjahre drehte Hollywood auf Zelluloid, einer Mischung aus Cellulosenitrat mit Campher als Weichmacher und einer Neigung zu Selbstentzündung und Explosion. Viele Rohfilme, besonders nach längerer Lagerung in den Kellern der Studios, gingen sprichwörtlich in Rauch auf oder schmolzen dahin. Immer wieder wurden bei Republic Pictures und anderen Produktionsfirmen auch Szenen älterer Filme in Neuaufgaben geschnitten. Viele der Leihgaben fanden anschließend

nicht wieder den Weg zurück ins Archiv. Auch Studioübernahmen und Umzüge ließen den einen oder anderen Western verschwinden. Aber einen Film mit John Wayne? Und dann einen wie „The Oregon Trail“? „Unterhaltsamer Western mit historischem Thema, großzügig angereichert mit Romanze und Abenteuer“, hatte der Kritiker des Branchenblatts „Film Daily“ das Werk schon kurz nach der Premiere im Juni 1936 gelobt.

Wie der amerikanische Filmbeobachter Richard Bann rekonstruierte, sollten die Dreharbeiten Anfang Dezember 1935 beginnen. Heftiger Schneefall in den Alabama Hills ließen den Regisseur Scott Pembroke, seinen Hauptdarsteller John Wayne, dessen „Love Interest“ Ann Rutherford und etwa 50 weitere Darsteller, Kameralente und Stuntmen aber tagelang warten. Mitte Dezember war es schließlich so weit. Kurz nach Sonnenaufgang brachen



In 2000 Kinos zu sehen: Plakat zum John-Wayne-Film „The Oregon Trail“, der seit Jahrzehnten als verschollen gilt.

Cast und Crew im Dow Hotel auf, fuhren durch die Granitfelsen der Alabama Hills zu den Hunter's Flats unterhalb von Mount Whitney und begannen zu filmen. Die neun Drehtage beschrieb die damals 16 Jahre alte Ann Rutherford als „windig, staubig und hart“. Der einzige Lichtblick, erinnerte sich die gebürtige Kanadierin später, sei John Wayne gewesen. Nicht nur wegen seines Aussehens und Charmes: „Er war etwas Besonderes, hatte Ausstrahlung.“

Der Plot von Ann Rutherfords erstem Western mit „The Duke“ ist so spannend wie klassisch. Offizier John Delmont, gespielt von dem 29 Jahre alten John Wayne, sucht nach einem Deserteur, Major Harris, der für das Verschwinden seines Vaters, ebenfalls Soldat der U.S. Army, in den Rocky Mountains verantwortlich sein soll. Harris hatte Colonel Delmont und den von ihm geführten Aufklärungstrupp ohne Vorräte in den schneebedeckten Bergen zurückgelassen. Nach dem Tod des Vaters entdeckt John Wayne/Captain Delmont in dessen Tagebuch Hinweise auf Harris – und nimmt die Spur auf. Auf dem Oregon Trail, auf dem Mitte des 19. Jahrhunderts Zehntausende Planwagen gen Westen zogen, trifft er eine Gruppe Siedler, unter ihnen Anne Ridgley, gespielt von Ann Rutherford. Es folgt traditionelle Westernkost mit Überfällen von Harris' Bande, einer Rettungsmission mexikanischer Soldaten, Geiselnahme, Hinterhalt sowie einem Happy End für John Waynes Delmont und Ann Rutherfords Ridgley. Filmhistoriker schätzen, dass „The Oregon Trail“ 1936 in etwa 2000 Kinos zwischen New York und Los Angeles gezeigt wurde – als B-Movie mit 59 Minuten Länge meist bei den damals beliebten Doppelvorstellungen.

Dass 35-mm-Negativfilm, Master Positive und alle Kopien der Kinos verschwunden sein sollen, lässt Sigman nicht los. „Schon als ich damals bei Republic anfang, kreiste das Gespräch immer wieder um ‚The Oregon Trail‘. Ich wurde neugierig und begann zu suchen“, erinnert sich der Filmmanager. Der inzwischen verstorbene Archivar des Studios erzählte ihm von Masters, die jahrelang in den Regalen des Studios lagen. Irgendwann wurden sie abgeholt. Von den sechs oder sieben Filmrollen kamen nur drei zurück. „Niemand hatte sich die Arbeit gemacht, auf die Suche nach den verschollenen Filmrollen zu gehen.“ Also zog Sigman los. Es wurde eine Reise um die Welt. „Ich habe in Südamerika, Deutschland, Italien und besonders Großbritannien gesucht.“ Bei der British Academy

of Film and Television Arts, kurz BAFTA, schien es einen Augenblick, als sei er fündig geworden. „Die Akademie rief an und sagte, sie habe den Film entdeckt. Wir freuten uns aber zu früh. BAFTA war auf ‚Oregon Trail‘ gestoßen, eine Produktion mit Sunset Carson aus dem Jahr 1945“, erinnert sich Sigman. Die Enttäuschung ist ihm auch Jahre später noch anzumerken. Dass ihn nicht nur Nostalgie, Neugier und die Bewunderung für John Wayne umtreiben, gibt er offen zu. Als Geschäftsmann, sagt Sigman, weiß er auch um den Wert eines Films mit einem Hollywood-Star, der nach Jahrzehnten wieder auftaucht. „Jahrzehnte nach seinem Tod 1979 zählte John Wayne weiterhin zu den teuersten Namen der Welt. Ich bin sicher, dass selbst die großen Sender Interesse hätten, einen Film mit ihm zu kaufen.“ Auch der Oscar, den er 1970 für den Spätwestern „Der Marshal – True Grit“ gewann, trieb seinen Marktwert weiter in die Höhe. Einige Sammler, wird in Lone Pine erzählt, hätten lange auf Saddam Hussein gehofft. Der irakische Diktator galt als Westernfan und hortete angeblich unzählige Filme. Das Gerücht über „The Oregon Trail“ als Teil von Saddams Privatsammlung ging aber ins Leere. Der Film blieb auch nach Bagdads Besetzung durch amerikanische Truppen im Frühjahr 2003 verschwunden.

So viel Pech, sagt Filmbeobachter Richard Bann, grenze an Schlampererei. Schon als Republic Pictures Anfang der Fünfzigerjahre begann, für das Kino produzierte ältere Western an das neue Medium Fernsehen zu verkaufen und auf Sicherheitsfilm zu überspielen, wurde John Waynes „The Oregon Trail“ übersehen. Die Studios boten den Sendern die B-Movies damals bündelweise an. Ein Film mehr oder weniger, schreibt Bann in „Lone Pine and the Movies“, fiel kaum auf. Vielen Produzenten mangelte es an der Wertschätzung für die eigenen Western als Teil der amerikanischen Kultur. Die Konkurrenz des Fernsehens, die das Geld bei Studios wie Republic knapp werden ließ, verstärkte den Trend weiter. „Dabei erzählen Filme wie ‚The Oregon Trail‘ die Geschichte Amerikas in vielen Schattierungen. Sie zeigen, woher wir stammen, wer wir waren, wer wir sind und wie wir wurden, wer wir sind“, sagt Bann. John Wayne galt schon damals als Ikone konservativer amerikanischer Werte wie Geradlinigkeit, Durchsetzungsvermögen, Individualität. Zwei Wochen vor seinem Tod im Juni 1979 ehrte ihn die Regierung in Washington mit der Goldmedaille des Kongresses, einer der höchsten zivilen

Auszeichnungen. Ein Jahr später verlieh Präsident Jimmy Carter ihm postum die Presidential Medal of Freedom.

Gibt es womöglich Spuren im Museum of Western Film History? Nach einem Abstecher zu Dr. King Schultz' Zahnarztwagen aus „Django Unchained“ und dem schwarzen Anzug, den Kevin Costner in „Wyatt Earp“ trug, erlaubt die Kuratorin Barbara Jo einen Besuch in dem zum Archiv umfunktionierten Wohntrailer. Zwischen Tesla-Ladestation und dem Reservat der Paiute und Shoshonen stehen Dutzende weiße Ordner. Viele Westernstars oder auch ihre Kinder, sagt Jo, überließen ihre Memorabilien dem Archiv. „Mit ihren eigenen Erinnerungen halten sie auch die Erinnerung an das Genre wach“, sagt die Fünfundsechzigjährige. Zu John Wayne zieht sie fast ein Dutzend Ordner aus dem Regal – mit Vermerken wie „Stagecoach“, „In Lone Pine“ und „Candid Stills“. Bei den „Candid“ finde ich Aufnahmen, die John Wayne bei Drehpausen zeigen. Als älteren Mann mit einer Decke um die Schultern, als jungen Schauspieler mit zwei Indianermädchen im Arm und auch bei seinem letzten Besuch in Lone Pine im Sommer 1978. Der Werbespot für eine Bank wurde damals der letzte Dreh des schwer an Krebs erkrankten Hollywood-Stars.

Die Frage nach John Waynes verschwundenem Film beantwortet Jo mit einem weiteren weißen Ordner: „The Oregon Trail“. Ganz verloren, zeigt sich, ist auch der verlorene Western nicht. In Klarsichthüllen stecken 21 Schwarzweißbilder, die John Wayne als Captain Delmont zeigen – auf seinem Schimmel neben Ann Rutherford, beim Faustkampf gegen Major Harris und seine Kumpane sowie mit dem Tross der Siedler vor den Granitfelsen der Alabama Hills. Die Bilder, klärt Sigman bei einem weiteren Anruf auf, wurden vermutlich als „movie stills“ während der Dreharbeiten aufgenommen – für Vorankündigungen und Kinoposter. Wie sie in das Archiv kamen, kann aber auch der frühere Chef der Republic Pictures nicht sagen. Vielleicht, spekuliert Sigman, stammen die Aufnahmen aus den Beständen der Brigham-Young-Universität in Utah. Vielleicht aber auch von einem der Schauspieler, dessen Erben sie dem Archiv überlassen haben. Ob auch die Filmrollen von „The Oregon Trail“ noch den Weg zurück nach Lone Pine finden könnten? „Es gibt immer wieder Leute, die zufällig etwas lang Vermisstes auf dem Dachboden finden“, sagt Sigman. „Ich glaube aber nicht, dass wir noch Glück haben.“

*Herr Süfke, wann haben Sie das letzte Mal geweint?*

Gestern. Ich habe nicht geschluchzt, aber hatte Tränen in den Augen. Es war tatsächlich in einer Besprechung, das passiert mir auch nicht alle Tage. Meine Kollegen von der Männerberatungsstelle und ich saßen mit dem Sozialdezernenten zusammen. Ich habe vom Hilfefon für gewaltbetroffene Männer berichtet, für das ich verantwortlich bin. Es ging um einen Fall. Vor Kurzem rief ein junger Mann an, der mir erzählte, er müsse aufgrund seiner homosexuellen Orientierung weg aus der Familie. Er sagte: Wenn der Großvater den Daumen senkt, dann war es das für mich. Die Aussage fasst mich auch jetzt an, wo ich Ihnen davon erzähle. Ich bin seit mehr als 20 Jahren in der Männerarbeit, ich bin hartgesotten. Aber die Art, wie der Mann das erzählt hat, diese Beherrschung, die so viel über seine Lebensrealität aussagt, die rührt mich. Also saß ich da, zwischen 50 bis 60 Jahre alten Männern, und hatte Tränen in den Augen. Das war gut.

*Fällt es Ihnen leicht zu weinen?*

Ich bin keiner, dem ständig die Tränen laufen. Ich bin rührselig. Bevor ich einen Film gesehen habe, könnte ich Ihnen anhand des Themas sagen, ob ich weinen werde oder nicht. Bei Vater-Sohn- oder bei Coming-of-Age-Geschichten weine ich immer. Ich kann schlimme Kriegsdramen sehen und nicht weinen. Aber wenn es darum geht, dass jemand für einen da ist, dass jemand einen unterstützt, weine ich immer. Mir liefen auch schon die Tränen, als ich ein Bild von meinem Sohn bekommen habe. Mit sieben hatte er mir eine Collage gebastelt.

*Da geht es Ihnen anders als anderen Männern.*

Viele tun sich schwer damit, Gefühle zu zeigen. Ich tue mich damit nicht leichter als andere Männer, sondern habe eine andere Sozialisation erfahren. In den vergangenen 30 Jahren, in Studium, Therapieausbildung und Beruf, durfte ich mich mit Gefühlen intensiv auseinandersetzen. Viele andere Männer, die diese Möglichkeiten nicht hatten, haben entsprechend keinen Zugang zu Gefühlen. Das ist der entscheidende Unterschied. Dass Männer nicht über Gefühle sprechen oder nicht weinen könnten, halte ich für sekundär. Häufig empfinden Männer gar keine Trauer, Rührung, Scham oder Schuld, weil ihnen der Zugang zu diesen Gefühlen innerlich versperrt ist. Das ist das Ergebnis traditionell männlicher Sozialisation.

*Wie beschreiben Sie diese männliche Sozialisation?*

Männer werden, wenn sie gegen bestimmte Vorstellungen verstoßen, lächerlich gemacht oder nicht als ganzer Mann betrachtet. Die Quintessenz traditionell männlicher Sozialisation ist ein Gefühlsverbot. Trauer, Angst, Hilflosigkeit, Scham, Schuld, genau wie Liebe und Fürsorge werden Männern verwehrt. Ärgerlich dürfen Männer sein, das gilt als eine aktive Emotion, die voranbringt. Andere Gefühle werden uns verwehrt. Wir lernen das unbewusst: im Elternhaus, durch Medien, im Kontakt mit Gleichaltrigen. Wäre das Gesetz traditioneller Männlichkeit etwas Explizites, wäre es nicht so wirksam. Ein Junge, dem immer subtil vermittelt wird, dass er keine Gefühle haben darf, verliert den Zugang zu seinen Gefühlen. Die Gefühle als psychologischer Grundmechanismus sind natürlich weiter da, aber sie sind eben nicht präsent. Deshalb haben erwachsene Männer so oft keine Antwort auf die Frage „Wie geht es dir?“.

*Welche Folgen hat das für den Einzelnen?*

Wenn ich keinen Zugang dazu habe, was ich wünsche und liebe, bin ich aufgeschmissen. Ich weiß nicht, wen will ich als Partner oder Partnerin? Was ist mir in der Beziehung wichtig? Will ich Kinder haben oder nicht?

Ohne Zugang zu Liebe fällt die Lebensplanung schwer. Dasselbe gilt für Trauer. Sie hilft zu erkennen, was wirklich wichtig ist im Leben. Wenn ich traurig bin, weil ich etwas nicht habe, kann ich daran arbeiten, es zu bekommen. Spüre ich Trauer nicht, suche ich an den falschen Stellen und verschwende Energie. Ohne Zugang zu den eigenen Gefühlen ist man, plakativ gesagt, fundamental hilflos. Das hat auch Folgen auf der somatischen und

psychischen Ebene. Männer sterben früher. Männer bringen sich häufiger um als Frauen. Männer sind häufiger suchtkrank. Und sie neigen eher zu dysfunktionalen Kompensationsmechanismen, zum Beispiel Gewalt.

*Man sieht immer öfter Männer, die Säuglinge auf dem Arm tragen. Es gibt Seminare, in denen Männer über Gefühle reden. Musiker wie Henning May singen über Liebeskummer. Überwindet*

## „Männern ist der Zugang zu ihren Gefühlen oft versperrt“

Therapeut Björn Süfke über traditionelle Erziehung, weinende Männer, liebevolle Therapiegespräche – und wann es wichtig ist, auch einmal die Sau rauszulassen



Björn Süfke, Jahrgang 1972, lebt mit seiner Frau und seinen drei Kindern in Bielefeld. Dort hat er Psychologie studiert. Seit 1998 ist er Gesprächspsychotherapeut in der Beratungsstelle man-o-mann in Bielefeld. Zum Thema Männer hat er mehrere Bücher geschrieben.

Foto: Franziska Gill

*die junge Generation gerade das Bild des starken Manns?*

Ja. Wobei man das auch relativieren muss, denn es hängt davon ab, wo in der Gesellschaft man beheimatet ist. In der progressiven Mittelschicht ist der Prozentsatz solcher Männer wesentlich höher als in der Ober- und Unterschicht, wo Themen wie Gender, Emanzipation und Feminismus noch lange nicht so angekommen sind. Und es hat natürlich mit selektiver Wahrnehmung zu tun: Männer, die einen Kinderwagen schieben, fallen uns auf, Frauen nicht so. Die Zahlen der Männer in Elternzeit sind schon ernüchternd. Aber: Das Glas, das ich immer zu drei Vierteln leer beschreibe – es ist zu einem Viertel voll. Vor der Frauenbewegung gab es diese Männer überhaupt nicht. Mein Großvater hat noch die Straßenseite gewechselt, wenn er mit seiner Familie inklusive Frau und Kinderwagen unterwegs war und ein Geschäftskunde entgegenkam. Da ist dann doch in zwei Generationen einiges passiert.

*Auf politischer Ebene nehmen viele Robert Habeck als neuen Typ Mann wahr, weil er Entscheidungen erklärt, weil er eingesteht, auch einmal etwas nicht zu wissen. Steht auch er dafür, dass Männlichkeit sich entwickelt?*

Absolut. Man könnte auch Kevin Kühnert nennen, der den Satz ausgesprochen hat: „Ich weiß es nicht.“ Das hat kaum ein Politiker vor ihm getan. Das ist schon eine Veränderung. Ich habe große Bewunderung für Kevin Kühnert und Robert Habeck, denn ich kann die Zwänge einschätzen, in denen sie stecken. Man wird lächerlich gemacht in deren Positionen. Wenn man bei einer Frage ein bisschen stammelt, wird das überall gepostet. Sich da die Blöße zu geben, verdient Respekt. Trotzdem ist noch ein langer Weg zu gehen.

*Gerade in sozialen Medien sind auch gegenläufige Tendenzen zu beobachten. Dort ist zum Beispiel Andrew Tate aktiv, ein ehemaliger professioneller Kickboxer und einer der bekanntesten Influencer bei TikTok. In seinen Videos sagt er, Frauen seien der Besitz von Männern – und sie seien mitverantwortlich, wenn ein Mann sie vergewaltigt. Viele junge Männer feiern ihn dafür. Warum?*

Das ist widerwärtig und ekelhaft, was da vermittelt wird. Aber man kann es ganz nüchtern erklären: Das sind junge, zum Teil bildungsferne Männer, die aufgrund der Veränderung der Geschlechterverhältnisse in den vergangenen 50 Jahren extrem verunsichert sind. Auf der einen Seite sind die traditionellen Männlichkeitsanforderungen nicht weg. Gleichzeitig wirken moderne Männlichkeitsanforderungen. Gerade Männer, die emotional nicht so gefestigt sind, können mit den Anforderungen in keiner guten Weise umgehen. Das macht sie empfänglich für Typen wie Tate. Er propagiert ein klares Weltbild: Vor 50 Jahren war die Welt noch in Ordnung. Ich persönlich begrüße es, dass die patriarchale Scheißordnung aufgebrochen wird. Für viele fällt dadurch aber die Ordnung weg. Ihnen fällt es schwer, mit den verschiedenen Anforderungen an Männer umzugehen.

*Sie arbeiten seit mehr als 20 Jahren in der Beratung von Männern. Wenden sich heute mehr Männer an Sie, die sich verunsichert fühlen?* Wir beobachten, dass sich heute mehr Männer melden, die Fragen an ihre Rolle als Vater haben. Vor 20 Jahren waren es nur Männer, die nach Trennung oder Scheidung kamen – als der Karren schon gegen die Wand gefahren war. Heute kommen sie oft viel früher und sagen, wo es Probleme gibt oder wo sie nicht weiter wissen.

*Was beschäftigt die Männer, die zu Ihnen kommen?*

Ein klassisches Beispiel wäre ein Mann im jüngeren Alter, der Schwierigkeiten in der Part-

nerschaft hat. Seit zwei, drei Jahren ist ein Kind da, und er ist verunsichert in seiner Vaterrolle. Die Mutter ist möglicherweise stark in der traditionellen Mutterrolle, der Vater kommt nicht so rein in den Bereich, den sie übernimmt. Das ist ja bei vielen so: Mütter besetzen ihren Bereich, Väter trauen sich nicht zuzupacken. Die Männer spüren ein Unwohlsein mit der Situation.

*Männern werde der Zugang zu Gefühlen verwehrt oder zumindest erschwert, haben Sie gesagt. Wie schaffen Sie es als Therapeut, dass Männer diesen herstellen?*

Was Männer brauchen, ist liebevolle Konfrontation. Weil sie schwerer den Zugang zu ihren Gefühlen finden, reicht es nicht, was Psychotherapeutinnen und Psychotherapeuten traditionellerweise tun, nämlich da zu sein und Resonanz zu bieten. Das basiert ja darauf, dass das Gegenüber schon von seinem Innenleben berichtet kann. Frauen bringen das mit, Männer häufig nicht. Das heißt, ich muss mit Männern konfrontativer arbeiten. Ich muss dichter rangehen. Ich muss Gefühle, die ich wahrnehme, mutiger ansprechen. Aber ich muss es liebevoll tun. Nur so wird der Mann es annehmen, wenn ich ihn mit seinen Abwehrmechanismen konfrontiere.

*Was sind das für welche?*

Am schlimmsten sind die Männer, die mein Buch gelesen haben. Die dann anfangen zu theoretisieren: „Meinen Sie, meine Probleme mit Frauen haben mit der Beziehung zu meiner Mutter zu tun?“ Das bewegt sich auf einer total intellektuellen Ebene. Wenn ich darauf eingehe, führen wir ein spannendes Gespräch, aber am Ende sind wir dem Mann überhaupt nicht nahegekommen. Weil diese intellektuelle Abwehr zwischen uns stand.

*Wie schaffen Sie die beiseite?*

Ich sage: „Ich liebe ja solche Fragen, aber darf ich Sie zuerst fragen, was hätten Sie davon, das zu wissen?“ Wenn nichts kommt, biete ich etwas an: „Wäre das eine Entlastung zu wissen, dass Ihre Mutter Sie verkorkst hat?“ Manchmal lacht der Mann dann und sagt: „Ja, das wäre ganz schön.“ Ich gehe darauf ein: „Ja, das wäre ganz schön, dann würden diese Selbstvorwürfe aufhören, dann wäre eine Erklärung da, warum es für Sie so schwer ist mit Ihrer Frau.“ In dieser Situation spürt der Mann den Leidensdruck. Da will ich hin.

*Das klingt nach harter Arbeit. Wie oft kommt es vor, dass Männer die Beratung abbrechen?*

Wir führen darüber keine Statistik, aber natürlich gibt es Männer, die nach dem Erstgespräch nicht wiederkommen. Wenn einer anruft, um den Termin zu verschieben, versuche ich in diesem kurzen Gespräch durchaus therapeutisch zu agieren. Ich sage sowas wie: „Herr Müller, darf ich Ihnen ganz ehrlich sagen, ich habe ein bisschen Angst, dass wir den Termin absagen und Sie nicht mehr wiederkommen. Aus 20 Jahren in der Beratung weiß ich: Sobald wir Männer die Kacke nicht mehr total am Dampfen haben, kommen wir irgendwie wieder klar und brauchen den Therapeutenfuzzi doch nicht. Meine Angst ist gerade, dass Sie in diesen Prozess reingerauten. Dabei haben wir so viel angestoßen, und ich fände es schade, wenn Sie nicht wiederkämen.“ Männer haben so viele Arten, einen abzuschütteln. Ich versuche es zu verhindern.

*Wie oft gelingt es Männern durch die Therapie, Gefühle wahrzunehmen?*

Ich habe keine Zahl. Ich kann nur sagen, erstaunlich häufig. Es gibt manchmal Männer im Erstgespräch, die sind zugeknöpft bis zur Krawatte, und später schaffen sie es wunderbar.

// „Ich muss mit Männern konfrontativer arbeiten. Ich muss dichter rangehen. Ich muss Gefühle, die ich wahrnehme, mutiger ansprechen. Aber ich muss es liebevoll tun.“ //

*Auf Ihrer Website beschreiben Sie sich mit Adjektiven wie „ungeduldig“, „unkreativ“ und „unhöflich“. Warum so selbstkritisch?*

Weil es die Wahrheit ist. Mich interessiert die Wahrheit. Meine Frau hat mir zu Weihnachten einen Hoodie geschenkt, mit der Aufschrift „honesty rules“. Da habe ich mich sehr gefreut. Auf der Website stehen natürlich auch angenehme Dinge, zum Beispiel „verlässlich“. Aber letztlich ist beides wahr, also muss auch beides genannt werden. Natürlich will ich damit auch ein Stück Vorbild sein. Unter meinem Tisch im Therapiezimmer habe ich eine Kuscheltier-Sau, die ich ab und zu raushole. Denn manchmal müssen wir die Sau rauslassen. Die innere, meine ich natürlich.

*Gutes Stichwort. Ich habe gelesen, dass Sie Fan des FC St. Pauli sind und gern ins Stadion gehen. Um die äußere Sau rauszulassen?*

Ich bin kein Hool, nein. Die Geschichte dahinter ist tatsächlich – sorry! – eine rührselige. Ich habe mich gar nicht für Fußball interessiert, bis ich 17 oder 18 Jahre alt war. Dann hat mich mein Cousin mit ins Stadion genommen. Die politische Dimension hat eine Attraktivität ausgestrahlt. St. Pauli als antirassistischer und antisexistischer Verein. Was mich aber am meisten begeistert hat, war etwas Anderes: Die spielten scheiße, als ich im Stadion war, aber die Fans haben in ihrer Anfeuerung nicht nachgelassen. Mein Lieblingsspiel war eines,

das 1:5 verloren ging. Wir waren alle klatschnass, weil es regnete. Die Fans sangen: „Always Look on the Bright Side of Life.“ Das hat mich zum Fan gemacht. Diese Form der Bewertungslosigkeit. Das Gefühl, ich stehe hinter dir, egal, ob du gewinnst oder verlierst.

*In Ihrem Buch blicken Sie in Ihre Jugend zurück und beschreiben sich als „schmal-schulteriges, Brille tragendes Weichei“, das von einem großen, kräftigen Kerl erpresst worden sei. War das der Auslöser, sich mit Männlichkeit zu beschäftigen?*

Das war nur eine Episode. Es gab eine Reihe von Situationen, in denen ich fühlte, dem Bild traditioneller Männlichkeit nicht zu entsprechen. Wenn man mir mit 14 gesagt hätte, du kannst den tollsten Body haben, und alle Mädchen rufen dir hinterher, dafür hätte ich wie Timm Thaler mein Lachen verkauft. Ich war dem Typ nicht gewachsen. Ich war der Ängstliche, er war der traditionell männliche Täter. Das war nicht die auslösende Situation, sondern exemplarisch für ein generelles Gefühl von „Irgendwas läuft hier falsch“.

*Frauen, die sich öffentlich feministisch positionieren, bekommen oft Hasskommentare. Sie auch?*

In Kommentaren unter Artikeln werde ich lächerlich gemacht. Ich bin schon als „therapeutische Tunte“, „feministische Pudel“ oder „Schande für die Geschlechtsgenossen“ bezeichnet worden. Aber ich bekomme keine Drohungen oder Briefe. Das könnte man als Zeichen dafür sehen, dass diese Männer sich vielleicht von feministischen Frauen mehr bedroht fühlen als von mir.

*Sie haben einen 15 Jahre alten Sohn. Sucht er bei Ihnen Rat, wenn es darum geht, was männlich ist?*

Nein. Das ist aber auch eine Typfrage. Mein Sohn ist nicht so klassisch pubertär. Er ist ein ruhiger, rationaler, überlegter Geselle, den ich unglaublich bewundere. Er geht selbstverständlich mit dem non-binären Menschen in seiner Klasse um. Er nimmt Diskriminierung von Frauen, von Transpersonen oder aufgrund der Herkunft wahr. Wir sprechen viel über diese Themen, ich bringe sie ja auch ein. Es erfüllt mich mit Stolz zu sehen, wie er denkt.

Die Fragen stellte Franziska Pröll.



Wenn einen morgens schon die Seifenschale anlächelt, kann das nur ein guter Tag werden. (Heike Mende Ceramics)

### Markenkleider

Jugendliche mögen Luxus und zeigen das auf Tiktok und auf Schulhöfen: 72 Prozent der Fünfzehn- bis Achtzehnjährigen gaben im Rahmen einer Studie des Marktforschungsinstituts Toluna im Auftrag der Unternehmensberatung Baulig an, dass Kleidung und Schuhe das richtige Label haben müssten. 3000 junge Menschen wurden befragt. Jungs war dabei mit 73 Prozent das trendige Outfit sogar noch wichtiger als Mädchen (69 Prozent).

## Dinge, Menschen, Ideen, Orte und weitere Kuriositäten

zusammengestellt von *Jennifer Wiebking*

Auf diesem Bild sind nicht Räumlichkeiten in Tokio aus den Sechzigerjahren zu sehen. Das Umbrella House aus dieser Zeit, das dort bis vor kurzem stand, ist umgezogen, in unsere Nähe – auf den Vitra-Campus in Weil am Rhein.



Menschen, die vor Malereien im Museum stehen – könnte eigentlich eine eigene Kunstform sein. Das Model in der Hamburger Kunsthalle trägt Kleider der Marke Closed.

### Können wir auch anders?

Also wirklich anders? Im Jahr 2021 erschien das beeindruckende Buch „Wir konnten auch anders“ von Annette Kehnel über unsere nachhaltigere Vergangenheit. 2022 folgte von Maja Göpel „Wir können auch anders“, über die bessere Welt in der Zukunft. Vom 20. März an beschäftigen sich nun Prominente (unter ihnen Anke Engelke und Bjarne Mädel) in der ARD mit der Klimakrise. Der Titel der Doku-Serie: „Wir können auch anders“. Immerhin, Maja Göpel kommt auch mal zu Wort.



In Oberjoch im Allgäu steht am Samstag, dem 18. März (zwölf Uhr) ein Weltrekordversuch an. Es geht um das Kulturgut „Schellen“. Je lauter, umso besser.



Ja, wo schlagen sie denn? Von Lioriot ist es gar nicht weit bis zu Gert und Daisy, den britischen Komikerinnen des vergangenen Jahrhunderts. Und sie konnten auch „Unschlagbar gut golfen“ – so der Titel des gerade bei Dumont erschienenen Standardwerks.



Den überwiegenden Teil der Zeit stecken Designer-Grills zwar unter Plastikplanen, aber ausgepackt ist dieses Modell von Flammkraft besonders schön.

Foto: Unternehmens (7), Getty Images, Platts, Unimed Dumont



Juliane Eller ist Winzerin und Winefluencerin, in den Weinbergen genauso zu Hause wie auf Instagram. Oh My Grape, so steht es auf der Flasche in ihrer Hand, ist, ebenfalls topaktuell, alkoholfrei.



Kommt eher selten vor, dass jemand stolz ist auf seine per Backmischung hergestellten Kekse. Ganz anders ist das natürlich bei Fertig-Cookie-Teig.



**RUG STAR**  
by Jürgen Dahlmans

**UrbanLavish No. 01 Victoria**  
hand-knotted Persian weave with LavishSilkLining  
35% wool 65% silk

RUG STAR  
Rosa-Luxemburg-Str. 27  
10178 Berlin  
+ 49 (0)30 30 87 54 47  
sales@rugstar.com  
www.rugstar.com

RUG STAR by Kröll & Nill  
Zeuggasse 9  
86150 Augsburg  
+49 (0)821 455 06 30  
teppiche@kroell-nill.de  
www.rugstar-augsburg.de

RUG STAR by Sorg Carpet  
Am Schillerplatz 4  
71522 Backnang  
+49 (0)7191 911 2226  
kontakt@sorgcarpet.de  
www.rugstar-stuttgart.de





Vergangenen Sommer habe ich mich mal wieder selbst geogoogelt. Man will ja wissen, wo man steht – im Leben und im Netz. Und siehe da, dieses Mal stand ich in der Kunsthalle Wien! Dort standen 2018 Dutzende Frauen und Männer auf einer Art Spanplattenboden herum und machten das, was man in Ausstellungen eben so tut. Sie unterhielten sich, verschränkten die Arme, baumelten mit den Handtaschen.

Warum hatte die Google-Bildersuche mich hierher geschickt? Ich war 2018 nicht in Wien, geschweige denn in der von künstlichem Deckenlicht gefluteten Wiener Kunsthalle. Aber ich war 2006 in Tiflis gewesen, wo ich eine Reihe georgischer Tagelöhner fotografiert hatte. Die acht Fotos erschienen am 7. März 2007 mit einem Text von mir unter der Überschrift „Vom Kollektiv zum Konjunktiv“ in der F.A.Z.

Und ebendiese Männer, die sich damals tag-ein, tagaus die Füße plattgestanden hatten an einer Ausfallstraße in der georgischen Hauptstadt, waren nun auf den Boden der Kunsthalle gemalt. Ich erkannte sie sofort, den jungen Mann im Ringelpulli, den älteren mit Wollmütze und Zigarette, den dritten mit ausgestrecktem Bauch, über den sich ein dünner Anorak spannte. Fotorealistisch abgemalt und überlebensgroß lagen sie dem Wiener Publikum zu Füßen. Ich war platt, genauso platt wie die Männer mit ihren Bohrmaschinen und den lässig in die Hosentaschen gesteckten Händen.

Ist ja toll, dachte ich. Meine Bilder sind jetzt Kunst! Nicht dass es mir je darum gegangen wäre. Stolz war ich trotzdem, geradezu gebauchpinselt fühlte ich mich. Hieß das nicht, dass ich jetzt auch zum Künstler geworden bin?

Doch halt, bloß nicht großenwahnsinnig werden! Noch war ich nicht in einer Einzelausstellung gewürdigt, sondern nur in einer Gruppenausstellung. Neben den georgischen Tagelöhnern waren weitere großformatige Bilder auf dem Spanplattenboden verstreut. Aus der „Süddeutschen

Aus der F.A.Z. vom 7. März 2007: Unser Autor hat an einer Brücke in Tiflis georgische Tagelöhner fotografiert.

Zeitung“ vom 19. April 2006 war ein Springreiter gemalt. Die „NZZ am Sonntag“ vom 15. September 2013 hatte eine verschneite Bergkuppe gestiftet. Aus dem „Wall Street Journal“ vom 10. April 2018 hatten fossile Knochenfunde ihren Weg nach Wien gefunden.

Insgesamt 22 Zeitungsfotos hatte der Künstler Olaf Nicolai gesammelt, um sie für seine Ausstellung „There Is No Place Before Arrival“ von Theater- und Straßenmalern auf dem Boden der Kunsthalle nachmalen zu lassen. Ich fand das super, was da vom 13. Juli bis 7. Oktober 2018 in Wien zu sehen war. Weniger schön waren allerdings die Schuhabdrücke, welche die Besucher auf einem der Tagelöhner hinterlassen hatten. Sie waren deutlich auf einem der Fotos im Netz zu erkennen, denn der Fotograf hatte seine roten Chucks gleich mit aufgenommen.

Ich lud mir ein PDF des Ausstellungskatalogs herunter, sah die verschneite Bergkuppe aus der „NZZ“, sah den Springreiter aus der „Süddeutschen“, sah Rechtsradikale in Sakkos, sah schlafende Mazedonier, und endlich, auf Seite 16, sah ich auch den alten, längst vergessenen Zeitungsausschnitt. Ärmlich sahen sie aus, die acht Tagelöhner, trotzdem würdevoll, fast ein bisschen stolz. Darunter stand: „Vom Kollektiv zum Konjunktiv, Frankfurter Allgemeine Zeitung Nr. 56, 7. 3. 2007, S. 9, Foto: Christoph Moeskes“.

So also hat Google mich gefunden, mein Name war in dem PDF versteckt. Für einen fast berühmten Nachwuchskünstler wie mich war das vielleicht ein bisschen zu bescheiden. Doch immerhin war ich nun auf Augenhöhe mit Peter Handke und Giorgio Agamben. Nicolai hatte im Ausstellungskatalog jedem Zeitungsausschnitt eine Reihe von Zitaten beigefügt, neben dem Schriftsteller und dem Philosophen waren auch René Pollesch und Billy Ocean („Get Outta My Dreams, Get Into My Car“) vertreten. Am besten gefiel mir das Zitat von Sappho. „Das Geld ohne menschlichen Wert / wohnt, um zu schaden,

bei uns“, schrieb die bedeutendste Dichterin des antiken Griechenlands. Ich war in bester Gesellschaft. Das wird ja immer doller, dachte ich. Meine Bilder sind Konzeptkunst!

Noch am selben Abend jagte ich die Meldung über den Ticker und setzte meine Freunde per Mail über meine plötzliche Kunstwerdung ins Bild. „Das ist doch ziemlich dreist von Herrn Nicolai, dass er deine Fotos für sich ausgeschlachtet hat, ohne dich zu fragen“, meldete sich tags darauf eine befreundete Künstlerin. Warum?, entgegnete ich. Ich selbst hätte das nie getan. „Eben. Ohne deine Bilder hätte er seine Kunst nie machen können.“

Hatte sie gerade wirklich „seine Kunst“ gesagt? Das war doch meine, oder etwa nicht? Mittlerweile bereute ich es, mich selbst geogoogelt zu haben. Ich wollte wissen, wo ich stand im Leben – und landete auf dem Kunsparkett, pardon: den Kunstspanplatten. Der Aufprall war doppelt hart, denn das Leben hat keinen doppelten Boden.

Schluss mit der Bescheidenheit, beschloss ich, ich schreibe Olaf Nicolai jetzt eine Mail. Der 1962 in Halle geborene Künstler wohnt wie ich in Berlin, da könne man sich doch einmal treffen. Vielleicht sei das Gespräch auch für die F.A.Z. interessant, versuchte ich den Künstler zu locken.

Überraschenderweise bekam ich schon einen Tag darauf Antwort. Man könne sich gerne treffen, schrieb Nicolai, allerdings sei er in nächster Zeit nicht in Deutschland, und wenn das Gespräch schon in der F.A.Z. erscheine, wäre es doch gut, wenn auch jemand vom Feuilleton dabei wäre. Eigentlich hatte ich mir das anders vorgestellt, als Gespräch zwischen Künstlern gewissermaßen, und so war ich doch ein wenig enttäuscht, dass die Sache nach ein paar weiteren Mails freundlich, aber bestimmt im Sande verlaufen war.

In Fragen des Urheberrechts sah ich Nicolai ohnehin auf meiner Seite. „Ich bin ein großer Fan davon, zu sagen: Das sind meine Daten, und wer die kommerziell verwerten will, muss sich mit mir

unterhalten“, hatte er 2018 dem Wiener „Kurier“ mitgeteilt. „Es gibt sicher Grenzbereiche“, gestand Nicolai ein, „ich mache aber keine kommerzielle Verwertung von Dingen, die ich mir von anderen Leuten aneigne. Es gibt von mir sehr viele Arbeiten, die einfach da sind, und dann sind sie weg.“

Ist ja irre, dachte ich, meine Bilder sind eine Art Beutekunst, die sich selbst wegschafft!

Ich rief meine Künstlerfreundin an und setzte sie über die Mannigfaltigkeit meines künstlerischen Schaffens ins Bild. „Vergiss es“, sagte sie, „dein Name erscheint nur ganz klein im Katalog.“ Aber die Fotos waren ganz groß abgemalt, entgegnete ich. „Jaja, von Straßen- und Theatermalern im einfachen Rasterverfahren.“ So sei doch immerhin ein neuer Kontext entstanden, wandte ich ein. „Als wenn man immer nur einen neuen Kontext schaffen müsste. Dann braucht man nur noch den Kontext vom Kontext und hat alle Spuren verwischt.“

Das war ernüchternd. Wie gerne hätte ich doch eigene Kunst erschaffen! Der Herbst zog ein, und ich tröstete mich mit einer Retrospektive meines Georgien-Werks. Das heißt: Ich besah mir alle Dias, die ich im Oktober und November 2006 in Tiflis gemacht hatte. Brücken, Denkmäler, aufgeweichte Straßen: Georgiens Hauptstadt war damals noch nicht die hippe Instagram-Metropole von heute, sondern ein ziemlich heruntergekommener Ort, durch den ich tagein, tagaus mit meiner alten Nikon streifte.

Ich hatte keinen Plan, was ich hier sollte. Wohl war ich Stipendiat des Marion-Gräfin-Dönhoff-Programms, und das sah vor, dass ich zwei Monate lang als Gastredakteur bei der Tageszeitung „Resonansi“ arbeiten sollte. Die schönen georgischen Buchstaben, die die „Resonansi“-Redakteure in ihre wuchtigen Neunzigerjahre-Bildschirme tippten, blieben mir jedoch so unverständlich wie das hektische Geflirre, das jeden Abend vom Fernsehturm in meine angemietete Plattenbauwohnung strahlte. Bald

// Ist ja toll, dachte ich. Meine Bilder sind jetzt Kunst! Nicht dass es mir je darum gegangen wäre. Stolz war ich trotzdem, geradezu gebauchpinselt fühlte ich mich. //

schaute ich nur noch auf einen Alibi-Kaffee in der Redaktion vorbei. Ansonsten lief ich durch die Stadt. Kam ich zurück in die weitgehend unmöblierte 140-Quadratmeter-Wohnung, blieb ich regelmäßig mit der Jacke an einer offenen Elektroleitung hängen. Dann brutzelte ich mir ein Spiegelei und hörte Joy Division. Ich ging früh zu Bett. Eigentlich habe ich damals das Leben eines Künstlers geführt, überlegte ich.

Zum Stipendium gehörte, dass ich die F.A.Z. mit Geschichten aus dem Gastland versorgen sollte. Nach sechs Wochen hatte ich zwei geschafft, eine über das „Museum der sowjetischen Okkupation“, die andere über georgischen Wein. So geht das nicht weiter, sagte ich mir. Du bist als Journalist hier, nicht als regennasser Flaneur.

Auf dem Weg zur „Resonansi“-Redaktion kam ich an einer Brücke über eine Ausfallstraße vorbei, an der sich Männer mit rätselhaften Gerätschaften versammelten: Bohrmaschinen, Schlagbohrern, Werkzeugkästen. Ich traute mich nicht, sie anzusprechen, geschweige denn zu fotografieren. Diese Männer hatten es schwer genug, sie brauchten keinen gut dotierten Stipendiaten, der kurz vorbeischnit, um ihnen den Stolz zu stehlen. Eine interessante Geschichte wäre es allerdings schon gewesen.

Glücklicherweise hatte ich auf meinen Streifzügen durch Tiflis eine Georgierin kennengelernt, die mir aus der Patsche half. An einem strahlend schönen Novembervormittag liefen wir zur Brücke. Ich fragte. Sie übersetzte. Von Hemmungen keine Spur. Aus den Männern sprudelte es nur so heraus. Sie waren froh, dass ihnen jemand zuhörte. Ich fragte. Sie übersetzte. Von Hemmungen keine Spur. Aus den Männern sprudelte es nur so heraus. Sie waren froh, dass ihnen jemand zuhörte. Ich fragte. Sie übersetzte. Von Hemmungen keine Spur. Aus den Männern sprudelte es nur so heraus. Sie waren froh, dass ihnen jemand zuhörte.

Vorsichtig schob ich den Diaprojektor zurück in den Schutzkarton. Es klemmte, es hakete. Der Karton bog sich. Ach was, sagte ich mir und schob den Projektor wieder heraus. Ich zeigte die Bilder meinen Freunden. In einer Diashow!

Anfang Dezember lümmelten wir auf dem Teppich einer ziemlich kalten Berliner Wohnung herum, und der Projektor warf sowjetische Denkmäler, regennasse EU-Fahnen und gutgelaunte georgische Tagelöhner an die Wand. Wohlwollender Applaus, als die Diashow zu Ende war. Ein paar wischten derweil wieder auf ihren Handys herum.

„Du weißt schon, dass Nicolai auch eine Editionsbox mit deinen Bildern veröffentlicht hat“, sagte meine Kunstfreundin und zeigte mir die Website des „museum in progress“ auf dem Handy. Mit Daumen und Zeigefinger vergrößerte sie die Seite. Tatsächlich: In einem dritten Verwertungsschritt hat Nicolai die 22 Zeitungsfotos in 18 Zeitungen und Zeitschriften gesteckt und sie in eine „kontextuelle Umkehrschleife“ geschickt.

Für den „media loop“ hatten unter anderem „Der Standard“, „brand eins“ und das „St. Galler Tagblatt“ mit dem Künstler kooperiert. Meine Bilder fanden sich in der Kunstzeitschrift „The Gap“ vom 20. November 2018 auf Seite 25 wieder. Daneben war eine Einlassung von Dr. jur. Werner Müller von der Wirtschaftskammer Österreich zum Urheberrecht gedruckt. „Natürlich stehen wir für faire, angemessene und transparente Vergütung der Urheber ein“, lasen wir mit zusammengekniffenen Augen, das Foto der Doppelseite war nicht gut aufgelöst.

„Einen Lappen, einen Lappen!“, rief es plötzlich aus der Runde. Jemand hatte versehentlich eine Bierflasche auf dem Teppich umgestoßen. Der Verursacher eilte aber schon selbst ins Bad.

„Ja, dann sind meine Bilder wohl auch Medienkunst“, griff ich den Faden nach Österreich wieder auf. „Waren sie das nicht vorher?“ „Nein, nein, da waren sie nur Zeitungsfotos.“ – „Die Box kostet 900 Euro.“ Meine Künstlerfreundin sah mich durchdringend an. „Dann muss es Kunst sein“, sagte ich und steckte die Hände in die Hosentaschen. ◀

In der Wiener Kunsthalle im Juli 2018: Olaf Nicolai gastiert mit seiner Ausstellung „There is No Place Before Arrival“. Die Kunstwerke, die da am Boden liegen, kommen uns irgendwie bekannt vor.

## Ich bin Kunst Von Christoph Moeskes

Meine Fotos von georgischen Tagelöhnern wurden vor 16 Jahren in der F.A.Z. veröffentlicht. Nun entdeckte ich sie plötzlich wieder – als Werk eines Künstlers. Ist das nun seine oder meine Kunst?

Foto: Christoph Moeskes (3), Günter MK (2)



Kunst trifft auf Natur im Centro de Arte Contemporânea Inhotim, das 60 Kilometer von Belo Horizonte entfernt liegt. Auf einer Fläche von 300.000 Quadratmetern und mitten im atlantischen Regenwald (Mata Atlântica) stellt der Unternehmer Bernardo Paz mehr als 450 Kunstwerke und -installationen aus. Das reicht von Hélio Oiticica (unser Bild) über Anish Kapoor, Thomas Hirschhorn und Dominique Gonzalez-Foerster bis hin zu Steve McQueen und Vik Muniz.



Schon in den Vierzigerjahren förderte der damalige Bürgermeister von Belo Horizonte, Juscelino Kubitschek, einen jungen Architekten namens Oscar Niemeyer. Er entwarf für den späteren brasilianischen Präsidenten auch eine Villa, die Casa Kubitschek, in der dieser aber nur wenige Jahre wohnte. Heute ist das Gebäude ein Museum.

## Grüße aus Belo Horizonte

Von Peter-Philipp Schmitt, Fotos Norbert Franchini

Die Hauptstadt des brasilianischen Bundesstaats Minas Gerais ist für Kunst- und Architekturliebhaber eine Reise wert. Kulinarisch hat sie ebenfalls viel zu bieten.

Juscelino Kubitschek erteilte Oscar Niemeyer auch den Auftrag, einen ganzen Stadtteil zu planen. Dafür ließ der Architekt einen künstlichen See in Pampulha anlegen und errichtete drumherum eine Reihe markanter Gebäude. Für die Gestaltung der Grünanlagen war Roberto Burle Marx verantwortlich. Der Gesamtkomplex Conjunto Moderno da Pampulha zählt seit 2016 zum UNESCO-Welterbe. Kubitschek, Niemeyer, Marx und dem berühmtesten Maler des Landes, Cândido Portinari, wurde am See deswegen auch ein Denkmal mit lebensgroßen Figuren gesetzt.



Maniok ist weit verbreitet in Südamerika. Die daraus gewonnene Stärke, Tapioka, wird gerne zum Kochen verwendet, obwohl sie nahezu geschmacksneutral ist. Darum kommt es auf die Zubereitung und die Beigaben an. Hier sind es Dadinhos de tapioca, Tapiokawürfel, die in der Bar „Tatu Bola“ mit einem Gelee aus rotem Pfeffer serviert werden.



Berühmt ist Niemeyers Kirche des Heiligen Franz von Assisi, die direkt am Pampulha-See steht. Der Bau aus dem Jahr 1943 ist innen und teilweise auch außen mit Paneelen und Fliesen von Cândido Portinari ausgestattet. Da die Kirche eher an einen Luftschutzbunker erinnerte, lehnte sie der damalige Erzbischof von Belo Horizonte, Antonio dos Santos Cabral, ab. Erst 1959 wurde sie geweiht.

Belo Horizonte, die sechstgrößte Stadt Brasiliens, ist die Hauptstadt von Minas Gerais. Der Bundesstaat ist bekannt für seine Minen (daher der Name), in denen Erze, Gold und Diamanten gefunden wurden, aber auch für seinen Käse. Der Queijo Minas, den es an vielen Ständen im Mercado Central zu kaufen gibt, wird gerne mit Goiabada, einer Art Marmelade aus der Frucht der Guave, zusammen gegessen. Diese ungewöhnliche Liaison nennt sich „Romeo e Julieta“.



Noch ein bekanntes Werk des berühmten Architekten: das Edifício Niemeyer. Das Wohnhochhaus am Freiheitsplatz mitten in Belo Horizonte ist den geschwungenen Bergen von Minas Gerais nachempfunden. Es wurde 1954 errichtet, zwei Jahre später begann Oscar Niemeyer mit der Planung der neuen Hauptstadt Brasília, die am Reißbrett entstand und nach nur vier Jahren dem damaligen Präsidenten Juscelino Kubitschek offiziell übergeben wurde.



**10**  
Jahre  
Frankfurter  
Allgemeine  
Magazin



Markus Jans, 2013



Loes Heerink, 2015



Thomas Kellner, 2016



Daniel Pilar, 2017



Isabel Asha Penzlien, 2014

## Zehn Bilder aus zehn Jahren

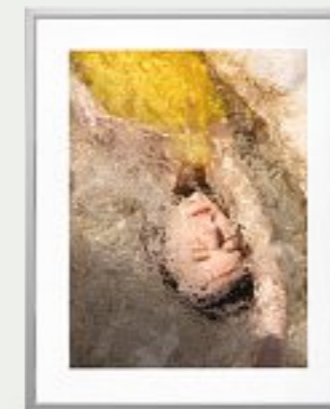
Vor zehn Jahren, im Februar 2013, erschien das neue F.A.Z.-Magazin zum ersten Mal. Zum Jubiläum hat unsere Redaktion für F.A.Z. Selection zehn Fotos aus dem Magazin ausgewählt, die ihr in Erinnerung geblieben sind. Die Bilder sind im Großformat des Magazins auf Fine-Art-Papier (Hahnemühle PhotoRag Baryta) gedruckt und werden in einem Rahmen aus gebürstetem Aluminium mit Museumsglas (50×40 Zentimeter) geliefert.

Jedes Bild ist auf 30 Exemplare limitiert, nummeriert und vom Fotografen signiert.

**Sichern Sie sich Ihr Bild für 590 Euro, erhältlich in unserem Onlineshop.**



Ricardo Wiesinger, 2018



Kathrin Makowski, 2019



Ute und Werner Mahler, 2020



Schmott Studios, 2021



Maria Irl, 2022



F.A.Z. Selection steht für Kunst von namhaften Künstlern und für exklusive Produkte, gefertigt in deutschen Manufakturen und von renommierten Herstellern.

[www.faz.net/selectionkunst](http://www.faz.net/selectionkunst), Info (069) 75 91-10 10, Fax (069) 75 91-80 82 52

Frankfurter Allgemeine  
**SELECTION**

Es war der Name, dem ich spontan verfiel: Porfirio Rubirosa. Ich las ihn im sonnigen Urlaub in einem Buch über die Côte d'Azur. Über dem kurzen Text war ein Foto abgedruckt, das zwei junge, schöne Menschen in Badekleidung an der französischen Riviera zeigte: das Ehepaar Danielle Darrieux und Porfirio Rubirosa. Über Darrieux wurde im Text so gut wie nichts gesagt, über Rubirosa, dass er das Leben eines Playboys geführt habe. Diese Kombination machte mich neugierig: der klingvolle Name, der Begriff des Playboys, der mir das erste Mal seit Langem wieder bewusst unterkam, und das Foto, das so viel Leichtigkeit und Eleganz ausstrahlte – obgleich es in der ersten Hälfte der Vierzigerjahre aufgenommen war.

Ich stellte fest, dass es im Internet viel Stoff über „Rubi“ gibt, wie er genannt wurde. Einen langen Wikipedia-Eintrag zum Beispiel mit einer atemraubenden Auflistung bekannter Frauen, die allesamt das Bett mit ihm geteilt haben sollen. Bücher, die ihm gewidmet wurden, auch eines auf Deutsch. Und eine Menge Fotos, von denen mich ein stets elegant gekleideter und nach meinem subjektiven Maßstab attraktiver Mann anblickte. Mein Interesse war geweckt.

Ich fragte eine Kollegin und einen Kollegen, was sie davon hielten, wenn ich über Rubirosa schreiben würde. Ich kündigte die Geschichte schon mit dem begrifflichen Dreh an, dass allein das Wort für mich wie aus der Zeit gefallen klinge; als sei dieser Phänotyp Mann, der ein Leben führt, das dem Müßiggang, speziellen Hobbys sowie den Frauen zugeneigt ist, seit mindestens 100 Jahren ausgestorben. Gleichzeitig war ich von dem, was ich auf die Schnelle über Rubirosa gelesen hatte, in einer merkwürdigen Art fasziniert. Er jetsetete durch die Welt, feierte rauschende Partys, spielte Polo – und arbeitete kaum. Was für ein Leben!

Ich bestellte das deutschsprachige Buch aus dem Jahr 1992. „Der letzte Playboy – Das Leben des Porfirio Rubirosa“ stammt von Andreas Zielcke, dem früheren Feuilletonchef der „Süddeutschen Zeitung“. Es ist nicht dick und war schnell gelesen. Ich erfuhr, dass Rubirosa, 1909 in der Dominikanischen Republik geboren, im Alter von sechs Jahren mit seiner Familie nach Frankreich gezogen war. Der Vater arbeitete für die dominikanische Botschaft in Paris. Mit 17 Jahren kehrte Rubirosa in seine Heimat zurück, begann ein Jurastudium, brach es jedoch schnell ab und ging zum Militär. Auch dort blieb er nur kurz, denn sein Leben nahm eine entscheidende Wende, die dazu führte, dass er drei Jahrzehnte lang einen Diplomatenspass tragen durfte. Dieser Umstand bedeutete jedoch nicht, dass er tatsächlich als Diplomat gearbeitet hätte – von ganz kurzen Zeiten abgesehen. Von Porfirio Rubirosa ist der Satz überliefert: „Arbeit? Ich habe keine Zeit für Arbeit.“ Und auch die Aussage, die sein Lebensmotto gewesen zu sein scheint: „Die meisten Männer wünschen sich nichts sehnlicher, als Vermögen zu verdienen. Ich will nur Vermögen ausgeben.“

Das gelang ihm aufs Trefflichste durch Eheschließungen, insgesamt fünf, von denen offenbar maximal zwei auf Liebe zurückzuführen waren. Die erste Ehe ging er mit Flor de Oro Trujillo ein, der Tochter des dominikanischen Diktators Rafael Trujillo. (Daher auch der Diplomatenspass). Es folgten die französische Filmschauspielerin Danielle Darrieux, dann die beiden amerikanischen Multimillionärinnen Doris Duke und Barbara Hutton und schließlich das französische Model Odile Rodin. Affären hatte er unter anderem mit Ava Gardner, Joan Crawford, Evita Perón, Marilyn Monroe, Rita Hayworth, Jayne Mansfield und Zsa Zsa Gabor.

Während der Lektüre knickte ich bei einem Dutzend Seiten zur Markierung besonderer Aussagen die Ecken um. Als ich sie mir später nacheinander durchlas, bemerkte ich, was mir während des Lesens gar nicht so recht aufgefallen war: Ich hatte vor allem Stellen markiert, an denen der Autor die amourösen Abenteuer seines Helden in einer Art aufgeschriebenen hatte, die mir gegen den Strich ging.

# Der allerletzte Playboy

Von Eva Schläfer

Früher hat man das Leben und Treiben des Porfirio Rubirosa idealisiert. Aber was soll man heute mit einem solchen Mann anfangen?



4

Spiel des Lebens: Porfirio Rubirosa mit Odile Rodin im November 1958 am Flughafen in New York (1), mit Zsa Zsa Gabor in den Fünfzigerjahren in Frankfurt (2), mit Barbara Hutton im Dezember 1953 (3), mit Renndirektor A. E. Ulmann vor einem Autorennen in Florida im Februar 1956 (4), undatiert mit Polopferd (5), mit Athina Mary Livanos, der damaligen Frau von Aristoteles Onassis, 1956 in New York (6), sowie sein Ferrari nach dem tödlichen Unfall 1965 im Bois de Boulogne (7)

5



1



2

// In nur zwei Monaten überließ sie Rubirosa Geld im Wert von mehr als 500.000 Dollar, schenkte ihm Polopferde, Juwelen, Rennwagen und einen zum Privatflugzeug umgebauten B-25-Bomber. //



7



6

Zielcke verherrlicht Rubirosa nicht, er ordnet durchaus ein. Doch die Süffisanz, mit der er das tut, irritiert heutzutage – zumindest mich. Immerhin ist das Buch vor 30 Jahren entstanden. Seither hat sich unsere Gesellschaft weiterentwickelt. Zielcke beschreibt Begebenheiten, in denen die Ehefrauen Rubirosas in keinem guten Licht erscheinen. Flor de Oro beispielsweise war bei der Hochzeit 1932 gerade einmal 17 Jahre alt und zog 1935 mit ihrem Mann nach Berlin, da dieser von seinem Schwiegervater auf einen Posten in der dortigen dominikanischen Botschaft abgeordnet worden war. Zielcke schreibt: „Mit seiner Ankunft als Diplomat in Europa begann seine beispiellose Karriere als virtuoser Latin Lover. In einer Zeit, in der sich hier Faschismus und Nationalsozialismus zum Krieg nach innen und nach außen einrichteten, verfeinerte Rubirosa seine Sinne für Liebe und Luxus. [...] Nur das Befremden des übrigen Botschaftspersonals und die sich häufenden Eifersuchtszenen von Flor de Oro trübten die reine Freude. Gerissenheit und Erfindungsgabe konnten nicht verhindern, dass ihr laufend Zeugnisse seines außererhellen Lebenswandels zu Gesicht kamen.“ Für mich klingt das nach der Erzählung „hysterische Frau vs. smarter Mann“ statt nach einer Geschichte von Betrug und Hintergehung.

Noch schlechter kommt Barbara Hutton weg. Sie war Ehefrau Nummer vier und hatte schon als Kind ein riesiges Vermögen aus dem Erbe der Familien Woolworth und Hutton vererbt bekommen. Hutton gab Rubirosa am 30. Dezember 1953 in New York das Ja-Wort – und Ende Februar 1954 die Trennung bekannt. In diesen zwei Monaten überließ sie dem Gatten Geld im Wert von mehr als 500.000 Dollar, schenkte ihm Polopferde, Juwelen, Rennwagen und einen zum Privatflugzeug umgebauten B-25-Bomber. Ein solches Flugzeug hatte er auch schon von Huttons Vorgängerin Doris Duke bekommen, ebenfalls zur Hochzeit. Mit ihm war er aber nach weniger als einem Jahr verunglückt.

Rubirosa betrog Hutton schon während der Flitterwochen in Palm Beach. Zielcke schreibt, Rubirosa sei alsbald alleine durch die Nachtclubs gezogen, ohne dabei sonderlich diskret zu sein. Dazu setzt er in Klammern: „testing the local talent“. Hatte ich vorher mit viel gutem Willen noch versucht, Zielcke zugute zu halten, dass er seinen Lesern das verletzte und verächtliche Verhalten Rubirosas gegenüber Hutton durch die lapidare Beschreibung deren Wertung überlassen wollte, verdarb mir dieser Zusatz den Glauben daran, dass nicht doch klammheimliche Bewunderung für diesen dreisten Mann mitschwang.

Ich merkte: Eigentlich hatte ich gar keine Lust mehr, diesen Text zu verfassen. Aber: Ich hatte ihn doch zugesagt. Also fing ich an zu schreiben, dachte über den Begriff Playboy nach und fragte mich, wann unsere Gesellschaft eigentlich aufgehört hat, ihn zu verwenden. Ich integrierte die wunderbar polemische Aussage der englischen Journalistin Tanya Gold, die 2011 nach dem Tod von Gunter Sachs festgestellt hatte, Playboys seien die moralisch fragwürdigsten Ikonen in der Geschichte der Massenmedien. Es sei nur fair, dass sie ihre Kollektivbezeichnung mittlerweile an eine Porno-Zeitschrift abgeben mussten. Um dann letztlich doch zu berichten, wie charismatisch Rubirosa gewesen sei und welche Frauen in den Genuss seines Charmes gekommen seien – eine Auflistung wie ein Kuriositätenkabinett.

Ich war unzufrieden und machte mich noch einmal auf die Suche. Erst stieß ich auf den Text eines amerikanischen Anwalts, der sich auch als „forensischer Historiker“ betätigt. Er verfasste vor ein paar Jahren ein Dokument, in dem er zu dem Schluss kam, dass Rubirosa Ian Fleming dazu inspiriert habe, die Figur des James Bond zu schaffen. Die amerikanische Bundespolizei (FBI) führte tatsächlich eine dicke Akte über Rubirosa, was vermuten lässt, dass er für die Dominikanische Republik spionierte. Für die Bond-Filme hatte ich noch nie ein Faible gehabt, daher

entfachte diese „Enthüllung“ keine Begeisterung in mir. Doch über diesen Hinweis entdeckte ich einen Podcast, der im vergangenen Sommer ausgespielt wurde. Ein amerikanischer Schauspieler namens Christopher Rivas, der selbst dominikanische Wurzeln hat, beleuchtet in zehn Folgen das Leben Rubirosas. Und plötzlich ist da einer, der die richtigen Fragen stellt.

Rivas versinkt zwar zunächst fast in Ehrfurcht vor Rubirosa. Ihn, der als Schauspieler erlebt hat, wie ihn Filmagenten dazu brachten, sich seine krausen Haare zu scheren, damit sie im weißen Hollywood weniger auffallen, flasht die Vorstellung, dass ein Latino als James-Bond-Vorlage gedient haben könnte. Doch dann stößt er auf Punkte, die er als aufmerksamer Beobachter seiner Umwelt und der heutigen Gesellschaft nicht ignorieren kann – weder mit Blick auf die Frauen, noch mit Blick auf den Playboy Rubirosa. Also beschäftigt er sich mit den Kollateralschäden, die Rubirosa durch seine Affären verursacht hat. In einer Folge erzählt ein Mann, heute in seinen Siebzigern, wie er es als Kind erlebte, als sich seine Eltern trennten. Rubirosa hatte seine Mutter zuvor durch ganz Europa verfolgt, bis sie sich schließlich auf ihn einließ – und nach einer Nacht ausgetauscht wurde. Rivas hinterfragt, was Rubirosas Verhalten mutmaßlich bewirkt hat bei den Frauen, die nicht stark genug waren für seine übergriffige Art und dafür, dass er sie fallen ließ, wenn er bekommen hatte, was er wollte. Er spricht über das, was Rubirosa den Frauen antat, indem er sich als Subjekt gerierte, das Frauen zu Objekten degradierte – und sie nach der Eroberung respektlos behandelte. Am Tag der Hochzeit mit Doris Duke war er so betrunken, dass er kaum stehen konnte.

Dann spielt Rivas den Mitschnitt eines Fernsehinterviews ein, das Zsa Zsa Gabor ein paar Jahre nach einer Pressekonferenz im Januar 1954 gab. Bei der Pressekonferenz war sie mit einer Augenklappe aufgetreten, da Rubirosa sie geschlagen, ihr ein blaues Auge verpasst hatte. Gabor sagt in diesem Interview, sie habe es damals verdient gehabt. Außerdem zeige Eifersucht, dass ein Mann wirklich „in love“ mit einer Frau sei. „I am pretty positive: this is NOT how it works“, sagt Rivas dazu, der erwähnt, dass Rubirosa weitere Frauen geschlagen habe. Ob sich dieses Verhalten nur mit der Zeit, in der er lebte, erklären lässt?

Gleichzeitig hatten die Vierziger-, Fünfziger- und Sechzigerjahre natürlich auch direkten Einfluss darauf, wie die Umwelt mit Rubirosa umging. Als dem Latino in einer weißen Gesellschaft beispielsweise, dessen Herkunft man ihm gerade nur so viel ansah, dass er in den europäischen und nordamerikanischen Kreisen, in denen er sich bewegte, nicht als zu exotisch auffiel. Trotzdem soll er sich mehrmals am Tag das Gesicht hell gepudert haben. Oder als dem Playboy, dem sein Image zeitweise entglitt. Rubirosa hatte ohne Zweifel viele Talente, sprach fünf Sprachen, hatte Humor und Charme. Und wurde trotzdem auf sein „biologisches Stehvermögen“, wie es Zielcke fasst, reduziert. Ihm eilte ein solcher Ruf voraus, dass sich in Pariser Restaurants in den Fünfzigern angeblich der Name „Rubirosa“ für die hohen Pfeffermühlen aus Holz durchsetzte.

Dieses Downsizen auf eine einzige „Fähigkeit“ wird auch einem selbsternannten Playboy nicht gerecht. Der übrigens mutmaßlich unfruchtbar war. Rubirosa zeugte kein einziges Kind.

Recherchen nehmen manchmal unerwartete Wendungen. Meine Idee, einen unterhaltsamen Text zu schreiben, ist gescheitert. Ich glaube, würde er noch leben, hätte er Verständnis. Doch ganz Playboy-like wurde er nicht alt: Am 6. Juli 1965 setzte er sich nach einem Polospiel und einer durchzechten Nacht ans Steuer seines Ferrari-Cabriolets und verlor bei der Fahrt durch den Bois de Boulogne die Kontrolle über den Wagen. Ein Freund von ihm sagt im Podcast: „Sometimes you can feel the end coming. Maybe he helped it along.“ Manchmal spürst du, dass das Ende naht. Vielleicht hat er ihm noch etwas nachgeholfen. Porfirio Rubirosa starb im Alter von 56 Jahren. ◀



1



2



3



4

1 | Und plötzlich steht **Teddy Teclebrhan** vor uns auf der Babelsberg/Cartier-Party. Große Freude, die wir allerdings mit vielen Fans teilen müssen. Das Einzige, was gegen 45-Sekunden-Gespräche hilft, ist eine elegante Cartier-Hand, die ihn aufhält. Nächstes Mal müssen wir uns irgendwo heimlich treffen, um in Ruhe zu lachen. 2 | **Clemens Schick**, Everybody's Darling, besonders unserer. Wir vertrauen ihm, wie man an diesem Ich-beiß-dir-in-die-Hand-Foto von der Cartier-Party sieht. 3 | **Pheline Roggan**: Ob auf der Babelsberg- oder der Bulgari-Party, die gleiche warme Stimmung, der gleiche kühle Kopf, da vergisst man nie, was wirklich wichtig ist. 4 | **Frederick Lau** und **David Schütter** (rechts) umarmen sich im Stue-Hotel im Rausch der Ufa/Gala-Party. Und schon greift wieder eine fremde Hand nach Frederick.

## Berlinale Originale

Von Lottermann and Fuentes

Das Filmfestival im Februar ist ein einziges Fest. Studios und Luxusmarken laden ein. Unsere Fotografinnen waren – fast – überall dabei. Und öffnen hier ihr Party-People-Album.



5



6

5 | **Kristen Stewart** (in Chanel) und **Golshifteh Farahani** (links) warten darauf, dass sich der Berlinale-Palast zur Eröffnung langsam füllt. Die amerikanische Schauspieler, 32 Jahre alt, ist die jüngste Jury-Präsidentin *ever*. Und die iranische Schauspieler, die seit 2009 in Frankreich lebt, bekommt nach ihrer beeindruckenden Rede über Iran („Dieses Regime wird fallen“) *standing ovations*. 6 | **Jerry Hoffmann**, Regisseur und Schauspieler, wollte schon immer ein Foto im Berlinale-Palast, allein auf roten Samtsitzen. Kurz bevor alle kommen, verwirklichen wir seinen Traum. 7 | Als wir **Emily Atef** vor ihrer großen Premiere beim Dr.-Hauschka-Make-up treffen, ist sie gut gelaunt: Endlich kann die Regisseurin über ihren Film „Irgendwann werden wir uns alles erzählen“ alles erzählen. Am Morgen ist sie schon geschwommen: Sie ist bereit für den Interviewmarathon der nächsten Tage.



7



8

8 | Wenn **Ruby O. Fee** und **Matthias Schweighöfer** über den roten Teppich gehen, bricht ein Blitzlichtgewitter aus. Da machen wir doch gleich mal mit. 9 | Wow! Wir begleiten **Nikeata Thompson** zum roten Teppich, in der Limousine wird viel gelacht, mit ihr ist es immer lustig. Ihr Kaviar-Gauche-Kleid ist der Hingucker des Abends. 10 | **Xidir Koder Allan** (links) und **Kida Khodr Ramadan**, die Darsteller der Serie „Asbest“, treffen wir auf dem Medienboard-Empfang, dahin kommen alle wichtigen Personen der Branche. Kida Khodr Ramadan kümmert sich wie ein guter Papa um seinen jungen Kollegen.



9



10



12

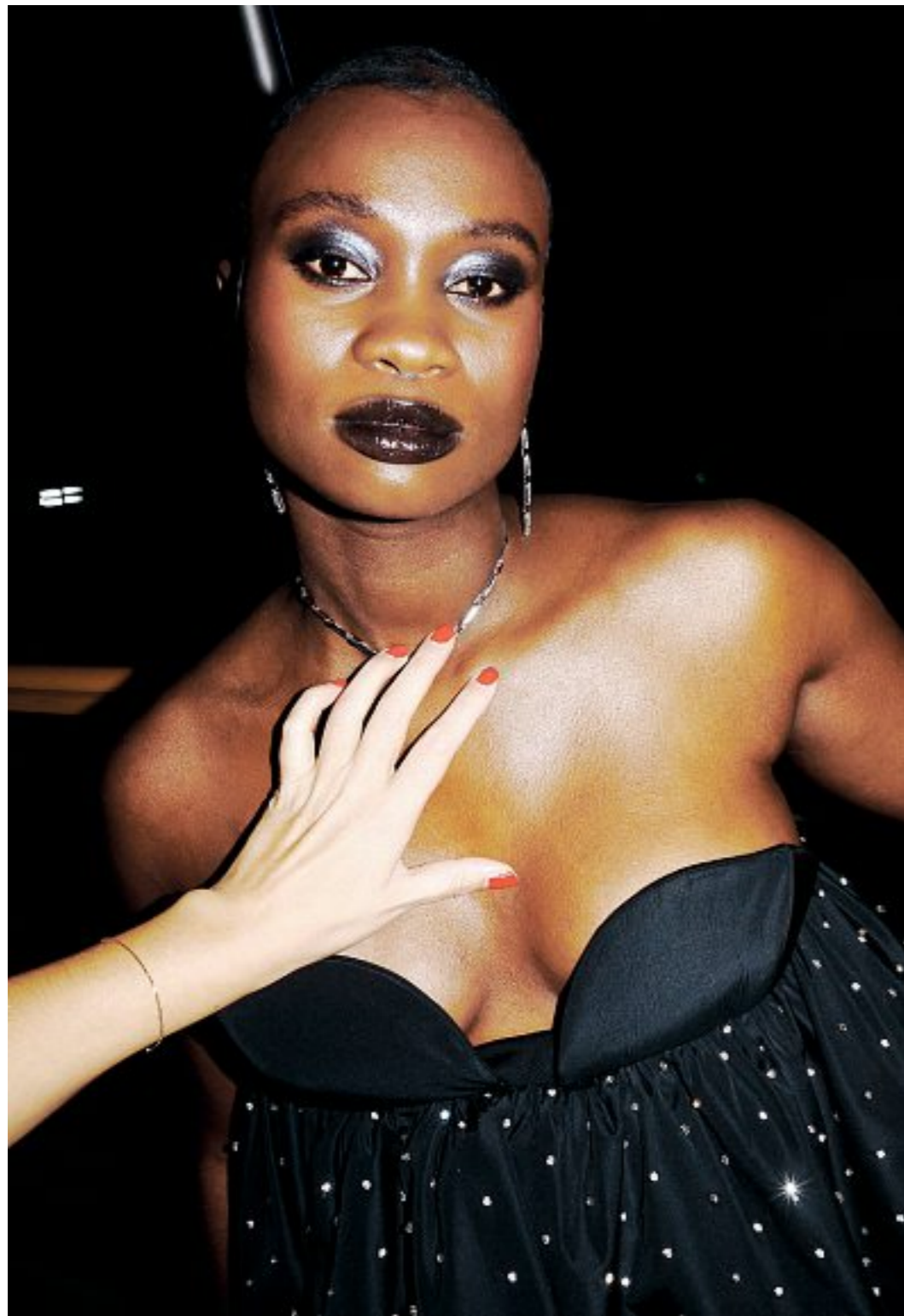


11

11 | **Palina Rojinski** macht es sich auf der Ufa-Party im Mega-Jeans-Look bequem. Mit ihr kann man wunderbar über Sternkonstellationen reden. Stier, Krebs, Jungfrau: Wir sind übrigens ein Dreamteam! 12 | Warum kann man sich eigentlich auf der Soho-House-Party während der Berlinale kaum bewegen? Na, weil es so voll ist! Und warum ist es so voll? Klar, weil die Schauspieler-Brüder **Aaron** (links) und **Lenny Altaras** auflegen. 13 | Wenn **Numan Acar**, der deutsch-türkische Produzent und Schauspieler („Homeland“), nicht gerade in Hollywood dreht, sitzt er am liebsten in der Raucher-Lounge der Babelsberg-Party – und unterhält sich mit uns.



13



14



15

14 | **Lorna Ishema** glitzert von oben bis unten bei der Berlinale-Eröffnung, natürlich auch wegen ihres Schmucks von Messika. 15 | **Jasna Fritzi Bauer** im „Grill Royal“ zum Birthday-Dinner, wie jedes Jahr zur Berlinale. Diesen Termin mit der Kommissarin des Bremer „Tatorts“ und lieben Freundin muss man einbauen. Später dann bei der Constantin-Feier gibt's sogar eine Torte und ein Ständchen auf der Tanzfläche.



16



18

16 | **Emilio Sakraya** tanzt bei der Ufa-Party im Hotel Stue. Er versucht es zumindest, denn er wird schon wieder aufgehalten: Emilio ist eben nicht nur ein großes Schauspielertalent, sondern auch begehrt, weil er wahnsinnig gut aussieht (was man hier vielleicht gar nicht erkennt). 17 | **Iris Berben** treffen wir auf dem Ehrendinner für Mario Adorf. Als die Paparazzi kommen, will sie sich elegant verabschieden. Immerhin: Ein paar Minuten Zeit nimmt sie sich für uns. Sie sagt, sie sei müde, sieht dabei aber mal wieder wunderschön aus. 18 | **Luise Heyer** (links) und **Taneshia Abt** passen perfekt: Wir wollen Farben sehen unter all diesen dunklen Looks! Im Trubel der überfüllten Ufa-„Gala“-Party stehen sie zusammen und reden und lachen wie Schwestern. 19 | **Langston Uibel** chillt noch kurz in seinem Dior-Seiden-Anzug. Dann wird es zur Berlinale-Eröffnung schnell sehr chaotisch im Saal.



17



19



## Nagel neu Von Anna-Elisa Jakob

Es ist nur ein Detail, aber das hat umso größeres Empörungspotential: lackierte Nägel – an Männerhänden. Warum eigentlich?

Es gibt gute Gründe, sich die Nägel nicht zu lackieren. Denn diese Kunst erfordert millimetergenaue Feinarbeit mit einem winzigen Pinsel. Und beim Trocknen warten weitere Widrigkeiten: Nur ein Haar oder ein Staubkorn, und schon zieht sich doch wieder ein Riss durch die oberste Schicht, und die mühevollen Arbeit beginnt von vorn. Der gesamte Prozess ist etwas für Geduldige. Falls Sie es nicht glauben, weil Sie es noch nie getan haben: Probieren Sie es einfach einmal aus!

So merkwürdig es klingt: An lackierten Nägeln entzünden sich immer wieder Debatten von großer gesellschaftspolitischer Tragweite. Seit einiger Zeit geht es dabei um Männer, denn ja, die tragen auch wieder Nagellack: nicht mehr nur auf verrauchten Bühnen wie früher schon Kurt Cobain und David Bowie, sondern auch Männer in Abendgarderobe auf dem roten Teppich oder nachmittags im Café.

Vor etwas mehr als zwei Jahren ging die Geschichte des 17 Jahre alten Trevor aus Texas um die Welt, der seine lackierten Nägel in die Kamera hielt und sagte, er sei deshalb von seiner Schule suspendiert worden. Darüber wurde im Internet viel diskutiert. Die Kleiderordnung der Schule sah vor, dass Männer keinen Nagellack tragen dürfen. Trevor verstand das nicht. So wie Zehntausende, die eine Petition unterschrieben: „Allow males to wear nail polish!“ – Erlaubt es Männern, Nagellack zu tragen!

Solche Forderungen wirken erstaunlich, wenn man bedenkt, dass die Geschichte des Nagellacks eigentlich von Männern geschrieben wurde. Sie beginnt schon 3500 vor Christus, als sich babylonische Kämpfer die Nägel als Teil eines Kriegsrituals färbten. Die Ägypter nahmen Henna für ihre Nägel, die alten Griechen gelbe Blütenblätter. In der Moderne kam der Nagellack erst in den Zwanzigerjahren des vergangenen Jahrhunderts wieder auf, als Autos und deren neue Lack-Varianten viel Beachtung fanden. Warum nicht auch die Nägel der Frauen lackieren, wenn das bei Autos auch so gut funktioniert?

Als der französische Autohersteller Renault noch einmal knapp 100 Jahre später, 2017, eine Nagellacklinie auf den Markt brachte, rief diese

Verknüpfung zwischen Autolack und Nagellack Empörung hervor. Zu sehen ist eine Frau, die erst ihre Nägel in Babyblau lackiert und dann mit demselben Lack die Schrammen an ihrem ebenfalls babyblauen Twingo ausbessert. Der Vorwurf: Renault spiele mit einem sexistischen Klischee, und zwar mit dem der Frau, die offenbar nicht schrammenfrei Auto fahren kann, aber dafür – welch ein Glück – immer Beauty-Produkte in ihrer großen Handtasche trägt. Auf den Vorwurf reagierte der Chef der Renault-Nagellackmarke mit der Aussage, dass auch Männer diesen Lack benutzen würden. Er selbst habe beispielsweise schon damit angefangen, die Kratzer auf seinem Auto damit auszubessern.

Die Skurrilität der Nagellackdebatten liegt vielleicht gerade darin, dass die Geste als solche so harmlos ist. Das Tragen von Nagellack ist eher subtil. Man sieht Hände vor allem dann, wenn man jemandem nahekommt, wenn man sich die Hand reicht, etwas übergibt oder sich mit jemandem unterhält. Der Nagellack fällt eigentlich nur in engem sozialen Miteinander auf. Oder liegt gerade darin großes Potential zur Provokation?

Eine kurze Umfrage im Freundes- und Bekanntenkreis, die nicht repräsentativ ist, aber ein paar interessante Gedanken aufwirft: Da ist zum Beispiel ein Mittzwanziger, der seit einiger Zeit regelmäßig seine Nägel lackiert. Er habe sich dazu entschlossen, weil er Nagellack ästhetisch finde. Es sei aber auch eine Art politisches Statement. „Wenn jemand dumm reagiert, weiß ich, dass ich mit der Person eigentlich nichts zu tun haben möchte.“ Ob schon mal jemand dumm reagiert habe? Bei ihm nicht. Er habe sich aber erst einmal daran gewöhnen müssen und fühle sich immer noch unwohl an bestimmten Orten, an denen sich viele Männer aufhielten: im Fitnessstudio, bei der Feuerwehr oder wenn er nachts alleine unterwegs sei.

Es gibt leider tatsächlich Hinweise darauf, dass Nagellack bei Männern gruseliges Aggressionspotential wecken kann. In Kiel gab es vor wenigen Monaten einen Angriff auf drei junge Männer in einer Bar. Einer von ihnen trug bunt lackierte Fingernägel, daraus soll ein Streit entstanden sein,

Wer ist's? Sie werden die Person erkannt haben, die auf unserem Bild in die Menge winkt, wenn Sie den Film „Don't Worry Darling“ kennen. Bei der Premiere des feministischen Psychothrillers auf dem Filmfestival in Venedig am 5. September 2022 winkte der britische Sänger und Schauspieler Harry Styles dem Publikum zu – und offenbarte eines seiner Beauty-Geheimnisse: eine krude Mischung aus Ringen an den Fingern und Farbe auf manchen Fingernägeln. Als ob er damit sagen wollte: Don't worry, darling!

der damit endete, dass die drei Männer mit einem Messer niedergestochen wurden. Hunderte versammelten sich am nächsten Tag zu einer Mahnwache, um ein Zeichen gegen Homophobie zu setzen. Von der Polizei hingegen wurde der Angriff nicht als homophob eingeordnet, weil er drei heterosexuellen Männern galt.

Was wiederum Unverständnis weckte, zum Beispiel auf Queer.de: Auch heterosexuelle Männer, so das Online-Magazin, könnten queerfeindliche Gewalt erfahren, wenn sie als queer wahrgenommen würden. Der junge Mann in Kiel sei „beleidigt, bedroht und niedergestochen worden, weil er seine Fingernägel bunt lackierte – sprich: weil er aus überholten Geschlechterrollen ausbrach und dem Bild, wie ‚richtige‘ Männer angeblich auszusehen und sich zu verhalten haben, nicht entsprach“.

Der vielleicht bekannteste Nagellackträger ist Harry Styles. Im Jahr 2021 (vom Männermagazin „Esquire“ übrigens zum „Jahr der Manicure“ ausgerufen) gründete der britische Sänger seine eigene Beauty-Marke „pleasing“. Styles ist auch eine Stilikone genderfluid Mode. Der Trend macht die Frage, was denn nun getragen werden darf und was nicht, hinfällig. Styles trägt Kleider und Röcke und ist damit für Tausende Fans ein modisches Vorbild; genauso wie der Schauspieler Timothée Chalamet, der ebenfalls Nagellack und Kleider trägt.

Vielleicht liegt ihre Attraktivität in ihrem lässigen Umgang mit Männlichkeit und ihrer eigenen Identität; vielleicht sind es aber auch einfach die Farben, die gefallen: Oatmeal Nails zum Beispiel, also Nägel in der Farbe von Haferflocken, trug Harry Styles vor einem Jahr sehr gerne. Oder quatschgelbe mit Smiles, andere in Wassermelonenfarben. Er lässt sich nicht auf einen Ton festlegen, seine Fans übrigens auch nicht.

Was man also nach der langen Nagellackgeschichte verlässlich über Männer sagen kann, die Farbe auf ihre Nägel pinseln: dass sie die Fähigkeit oder zumindest den Willen zur Geduld haben. Und das dürfte in all der Aufregung keine allzu schlechte Eigenschaft sein. ◀



## Über Wein kann ich sehr viel reden – und über Olivenöl.



**Oliver Masucci** ist als Schauspieler weit über die Grenzen Deutschlands hinaus bekannt. Der Vierundfünfzigjährige, der 1968 in Stuttgart geboren wurde, an der Hochschule der Künste Berlin studierte und zum Ensemble des Wiener Burgtheaters gehörte, spielte zum Beispiel in der Netflix-Serie „Dark“ eine der Hauptrollen. In der Verfilmung des Bestseller-Romans „Der Schwarm“ von Frank Schätzing ist Masucci nun als Jasper Alban zu sehen, Kapitän des Forschungsschiffs Thorvaldson. Mit einem Team von Wissenschaftlern begibt er sich auf eine gewagte Mission ins Eis. Die Serie ist seit dem 22. Februar in der ZDF-Mediathek zu sehen. Wir treffen ihn in Berlin.

### Was essen Sie zum Frühstück?

Meistens gar nichts. Weil ich Italiener bin, bin ich so groß geworden, da isst man traditionell erst gegen Mittag. Zur Zeit esse ich ohnehin erst am Abend, denn ich muss für eine Filmrolle abnehmen. Alfred Herrhausen. Im vergangenen Jahr habe ich ungefähr elf Monate gedreht. Da schafft man es nicht mehr, Sport zu machen. Wenn ich doch frühstücke, dann ein Spiegelei mit Speck. Oder Joghurt mit Granola.

### Wo kaufen Sie Ihre Kleidung ein?

Nirgends. Das ist ja das Gemeine: Man ist bekannt und kriegt auch noch alles geschenkt. Ich war heute zum Beispiel bei Shaping New Tomorrow, die statten mich aus. Sie stellen einen Stoff aus wiederverwertetem Plastik her; nachhaltig, wasserabweisend und wahnsinnig bequem, weil sich der Stoff dem Körper anpasst. Ich kaufe aber viel lieber Lebensmittel als Kleidung ein.

### Was ist das älteste Kleidungsstück in Ihrem Schrank?

Ein schwarzer Ledergürtel mit versilberter Schnalle. Den habe ich mit 16 Jahren mal einem Freund weggenommen, weil er mir so gefallen hat.

*Wann haben Sie zuletzt handschriftlich einen Brief verfasst?*  
Kürzlich habe ich einem Mädchen, das ich mal eine Zeit lang beim Aufwachsen begleitet habe, einen Brief geschrieben.

*Welches Buch hat Sie im Leben am meisten beeindruckt?*  
Shakespeares Stücke. Ganz besonders die Rosenkriege.

*Wie informieren Sie sich über das Weltgeschehen?*  
In der Regel übers Internet. Und meine Freundin ist Journalistin. Also kriege ich ohnehin alles mit, auch wenn ich es nicht hören will. Ich versuche, mich so wenig wie möglich über das Weltgeschehen zu informieren – weil mir Nachrichten nicht guttun.

### Was ist Ihr bestes Smalltalk-Thema?

Ich wäre jetzt versucht zu sagen: Sex. Aber Essen ist es wahrscheinlich viel eher – und Kochen. Ich komme aus der Gastronomie, meine Familie hatte drei italienische Restaurants, und wir reden meistens darüber, wie man Essen herstellt oder zubereitet. Kürzlich habe ich Olivenbäume angepflanzt, weil ich mein eigenes Öl herstellen will. Meinen eigenen Wein habe ich schon, den habe ich im Februar auf den Markt gebracht.

### Bei welchem Film haben Sie zuletzt geweint?

Schwer zu sagen, denn ich bin leicht empfänglich für Emotionen und weine häufig bei Filmen. Wahrscheinlich, weil ich als Schauspieler durchlässig sein muss. Es hat also nicht unbedingt etwas mit der Qualität eines Films zu tun, wenn ich anfangs zu weinen. Manchmal setzen die Streicher auch nur zur rechten Zeit ein.

### Sind Sie abergläubisch?

Nein, überhaupt nicht.

### Worüber können Sie lachen?

Ich kann über alles Mögliche lachen, über gute Witze, aber vor allem über Blödsinn. Zuletzt musste ich herzlich lachen über eine Satire, die ich auf Twitter gesehen habe, und zwar über die Rücktrittsrede von Christine Lambrecht – vor Düsenjets. Man hat wegen der Lautstärke nichts verstehen können.

### Ihr Lieblingsvornamen?

Die Namen meiner Kinder: Vito, Pina und Milla.

### Machen Sie eine Mittagspause?

Zwangsläufig, wenn ich arbeite. Dann müssen wir sie machen, obwohl ich lieber weiterdrehen würde. Ich esse nicht, stattdessen schlafe ich in der Pause 20 Minuten. Das habe ich von Roman Polański gelernt, mit dem ich kürzlich gedreht habe. Gerade wenn man komplexe Szenen mit viel Dialog dreht, muss man in der Pause runterfahren – sonst redet man nur noch Müll.

### In welchem Land würden Sie gerne leben?

Da lebe ich schon: in Italien, Spanien und der Schweiz. Berge und Meer dürfen nicht weit weg sein.

### Was fehlt nie in Ihrem Kühlschrank?

Wasser. Kaltes Wasser trinke ich sehr gerne.

### Fühlen Sie sich mit oder ohne Auto freier?

Mit! In der Stadt brauche ich nicht unbedingt eines, da gibt es genügend andere Möglichkeiten. Aber wenn ich frei habe, lebe ich auf dem Land. Da ist es entscheidend, eines zu haben, um sich frei zu fühlen.

### Was ist Ihr größtes Talent?

Schwer zu sagen. Aber vermutlich: Leute für Dinge begeistern.

### Was tun Sie, obwohl es unvernünftig ist?

Eine ganze Menge. Zum Beispiel Alkohol trinken. Und zwar Wein – sehr gerne und sehr viel.

### Welcher historischen Person würden Sie gerne begegnen?

Jesus. Was ich ihn fragen würde, weiß ich nicht. Aber ich würde ihn gerne anschauen.

### Tragen Sie Schmuck? Und eine Uhr?

Nein, beides meistens nicht.

### Haben Sie einen Lieblingsduft?

Ja, und zwar Voyage von Hermès. Der passt auch zu mir, weil ich ständig auf Reisen bin. Den habe ich immer drauf.

### Was war Ihr schönstes Ferienerlebnis?

Ich war kürzlich mit meinen drei Kindern in Los Angeles, da ich dort einen Film gedreht habe. Die Kinder waren den ganzen Tag unterwegs, haben die Stadt erkundet, und ich bekam, während ich drehte, Fotos zugeschickt von dem, was sie erlebten – das war toll. Auch weil es sehr schwer ist, alle Kinder an einem Ort als Familie zusammenzukriegen: Die leben in Dublin, in Hamburg, in Madrid. Da ist eine Zusammenkunft immer eine besondere Sache.

### Auf welchem Konzert waren Sie zuletzt?

Das war noch vor der Pandemie, bei den Rolling Stones in Berlin. Ich weiß aber, auf welches Konzert ich bald gehen werde: auf das von Bruce Springsteen in Kopenhagen. Das ist im Juli, den wollte ich schon immer mal live hören. Ein Weihnachtsgeschenk war das.

### Was fehlt Ihnen zum Glück?

Wenn etwas fehlt: das Glück.

### Was trinken Sie zum Abendessen?

Was ich aktuell gerne mache: mit dem Kellermeister eine rote Cuvée zusammengießen. Am liebsten trinke ich aber die reinen Traubensorten. Petit Verdot ist der Hammer, aber auch Sangiovese mag ich wahnsinnig gerne, und an Weißwein, neben dem Riesling, einen Fiano di Avellino oder einen Greco di Tufo. Auch grünen Veltliner oder... Sie merken, über Wein kann ich sehr viel reden – und über Olivenöl.

Aufgezeichnet von Johanna Christner.

## WHITEWALL DESIGN EDITION by STUDIO BESAU-MARGUERRE



**Die neuen Rahmen aus der WhiteWall Design Edition by Studio Besau-Marguerre in Gelb, Purpur und Grün**  
Motive: Kim Holtermand

Farbintensiv und extravagant zugleich: Bringen Sie Ihr Foto eindrucksvoll zur Geltung mit einem Rahmen aus unserer neuen Design Edition, die in Kooperation mit den Hamburger Designern Eva Marguerre und Marcel Besau entstanden ist. Die Rahmen gibt es in den drei Farbwelten Gelb, Purpur und Grün. Das Besondere: Jeder Rahmen besteht aus vier verschiedenfarbigen Leisten des jeweiligen Farbtons, die in fixer Reihenfolge angeordnet sind und dem Motiv besondere Akzente verleihen.

Die Design Edition ist in allen WhiteWall Stores und online unter [WhiteWall.com](https://www.whitewall.com) erhältlich.



# PATEK PHILIPPE

## GENEVE

BEGINNEN SIE IHRE EIGENE TRADITION



EINE PATEK PHILIPPE GEHÖRT EINEM NIE GANZ ALLEIN.  
MAN ERFREUT SICH EIN LEBEN LANG AN IHR, ABER EIGENTLICH  
BEWAHRT MAN SIE SCHON FÜR DIE NÄCHSTE GENERATION.

JAHRESKALENDER REF. 5205G

MEHR INFORMATIONEN ERHALTEN SIE BEI DEN UNTEN GENANNTEN  
PATEK PHILIPPE PARTNERN SOWIE IM AUTORISIERTEN FACHHANDEL.

AUGSBURG Hörli | DÜSSELDORF Blome | HAMBURG Mahlberg | KÖLN Gadebusch  
MÜNSTER Oeding-Erdel | STUTTGART Kutter | ULM Scheuble | WIESBADEN Oberleitner